



Nr. 5.

Erscheint Sonnabends  
und ist in der Post-Zeitungspreliste  
unter Nr. 1694 e eingetragen.

Berlin, den 2. November.

Abonnementspreis  
bei der Post oder im Buchhandel  
vierteljährlich 3 Mark.

1889.

Inhalt: Schneidiges Liebchen. Von Hans Hopfen (Fortsetzung). — Jählingebächtnis und Farbenfann eines Schimpanzen II. Von Carus Stern. — Vom Selbstverlag deutscher Schriftsteller. Von Dr. Maximilian Rohm. — Strafrechtliche Betrachtungen I. Von Amtsrichter Eugen Schiffer. — Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich Spetlaggen (Fortsetzung). — Die Berliner Kunstausstellung II. Von Dr. R. G. Meyer. — Julius Wolff und seine „Koppenheimer.“ Von F. M. — Kleine Kritik. — Briefkasten.

## Schneidiges Liebchen.

Eine neue Geschichte des Majors.

Von  
**Hans Hopfen.**

(Fortsetzung.)

Meine Nase ward immer länger, und die Strafe, die mir wurde, fiel im Verhältnis zu meinem Vergehen sehr streng aus.

Wohl trösteten mich die zärtlichsten Briefe der Geliebten, und im Groll gegen übertriebene Strenge vergaß ich beinahe, daß es eigentlich Seraphinens Tollheit gewesen war, die mir alles das eingebracht hatte.

Ehrgeiz und Selbsterhaltungstrieb hielten mich in Atem, meinen Dienst aufs genaueste und vollkommenste zu verrichten. Man sah mir streng auf die Finger und war mit einer Gehässigkeit hinter all meinem Thun und Lassen her, daß ich alle fünf Sinne zusammennehmen und alle Ausdauer und Gewissenhaftigkeit anspannen mußte, damit mir keiner was am Zeuge zu flicken vermochte.

Ich hatte auch Glück. Man konnte mir mit dem besten Eifer und Ubereifer keine zweite Nachlässigkeit im Dienste aufpassen, wie es denn auch mein lebelang bei dieser ersten und einzigen Bestrafung geblieben ist. Aber wir sind alle Menschen. Wenn sie mir nicht doch eines Tages eine Müde zum Elefanten aufgeblasen hätten, hätten mich Unmut und Ungeduld gegen überspannte Strenge und unwürdige Scheelsucht ins Unrecht setzen können, und ich wäre doch noch über irgend ein Bein irgend eines Vorgesetzten gestolpert, wenn nicht ein Ereignis von allgemeiner Gefahr Militär und Civil plötzlich auf ganz andere Gedanken gebracht hätte, als jeder noch gestern in aller Arglosigkeit oder Niedertracht für sich verfolgte.

Im Lager wie in der Stadt, im ganzen Lande und mehr oder weniger in ganz Europa war die Cholera ausgebrochen.

Erst gab's nur ein Gemunkel im Regiment, in der so und so vielen Eskadron seien einige Ruhefälle vorgekommen. Als

etliche von den armen Teufeln des nächsten Tags tot waren und von allen Enden des Lagers ähnliche Nachrichten zusammenliefen, war man anfangs ratlos. Die sumpfige Gegend, die schlechten Brunnen, verdorbenes Bier, unreifes Obst, die übermäßige Anstrengung der Truppen und die ungenügenden Baracken wurden bald der Reihe nach und bald miteinander als Ursache dieser noch immer unterschätzten Krankheitsercheinungen bezeichnet. Man war des Befehls zum Abbruch des Lagers gewärtig und machte zusehenderseits dahin zielende Vorschläge bei den gebietenden Mächten.

Diese waren aber über die Bedeutung der einzelnen Vorfälle bereits besser als wir ins klare gesetzt. Nach wenigen Tagen meldeten die Telegramme aus allen Windrichtungen die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß die abscheuliche asiatische Epidemie in unserem Vaterland aufgetreten sei und mit überraschender Hast und Heftigkeit um sich greife.

Das Lager ward schleunigst aufgelöst und die Truppen mit Umsicht ins Land zurückverlegt. Unsere Schwadron, die bisher keine Erkrankung mit tödlichem Ausgang zu melden hatte, wurde in die Residenzstadt zurückbeordert, wo die Seuche bisher auch nur wenig Opfer gefordert hatte.

Jung, dumm und verliebt, wie ich war, dacht' ich den Teufel was an Cholera und Todesgefahr; ich war seelenvergnügt über das Ende der Plackerei auf freiem Felde und über die Aussicht, in Seraphinens Nähe unzählige ungehörte Stunden der Liebe verbringen zu dürfen, die ich mir mit der Phantasie meiner neunzehn Jahre als reine Paradieseswonne ausmalte. Ihr seht, ich war durch den bisherigen Schaden noch nicht klüger geworden. Die Entfernung von der Geliebten hatte überstandenen Verdruß ausgelöscht und mein entbehrendes Herz wieder ganz toll gemacht vor Sehnsucht.

Der Empfang von ihrer Seite war denn auch ebenso innig als feierlich. Die große Besorgnis, die über ganz Europa lag, warf ihren Schatten auch über die reine Stirn meines leicht erregbaren Liebchens.

Was mich an dieser bangen Stimmung am meisten freute, war die unerwartete, darum nicht minder zu preisende Bereit-

willigkeit, mir größere Vertraulichkeit und häufigeren Verkehr zu bewilligen, als ihre herbe Strenge bisher zu gestatten sich jemals herbeigelassen hatte.

„Wer weiß, ob wir morgen noch leben!“ sagte Seraphine voll tiefen Ernstes und nicht anders, als schwante ihr das traurigste Geschick, „wer weiß, ob wir morgen noch leben; so laß uns die Minute genießen, die heute noch unser ist, und uns des Lebens freuen, wie das Lied sagt, weil noch das Lämpchen, wenn auch schon trübe, glüht!“

Nun denke niemand etwas Arges, wenn ich bitten darf. Ich war ein wohlzogener Knabe und mein Liebchen strenger Tugend voll. Seraphine brauchte nicht zu versagen, was mir zu erstehen noch nicht eingefallen wäre. Aber die Süßigkeit unseres Verkehrs wurde immerhin schmachtbarer und anhaltender. Die Küßchen in Ehren mehrten sich. Man kriegte doch schon mehr als eines am Tag, und man durfte sich jeden Tag wiedersehen, stundenlang, und ohne für gewöhnlich zuviel Störung befürchten zu müssen.

Die allgemeine Gefahr nahm aller Aufmerksamkeit und Teilnahme in Anspruch. Jeder hatte für sich und andere genug zu schaffen und zu sorgen. Jeder hatte den Kopf voll. Jeder war für Nachrichten über den Stand der Epidemie an diesen und jenen Orten, über das persönliche Verhalten und Befinden einzelner, die einem mehr oder weniger bekannt und von der Krankheit befallen waren, dankbar.

Dies alles machte häufigere Besuche nicht nur erklärlich, sondern auch erwünscht. Galt es doch als sicher, daß gute Unterhaltung, anregende Gespräche, erfreuliche Bewegungen des Gemüths, die auf andere Gedanken ablenkten, zu den wirksamsten Schutzmaßregeln gegen den gefürchteten Gast gehörten.

Da im Dienst in diesen Tagen schon aus Gesundheitsrücksichten die wenigst möglichen Anforderungen an den Einzelnen gestellt wurden, so konnt' ich den größten Teil des Tages mir allerhand Stoff zusammensetzen und hören, um am Nachmittag oder Abend in Seraphinens Familie als willkommener Zeitvertreib und Sorgenbanner aufzutreten. Verwandt und befreundet waren die beiden Häuser ja ohnehin. Und daß wir zwei jungen Leute uns dabei zu tief in die Augen guckten, wurde entweder von beiden Seiten der Anfrigen in der Sorge der Zeit übersehen oder als nicht gar so gefährlich unterschätzt.

Stundenlang konnten wir unbeobachtet im Garten miteinander auf und ab wandeln. Das Gespräch fing immer bei der allgemeinen Lage oder beim Schicksal einiger Befreundeten an, um alsbald zu uns und unserer Liebe zurückzukehren und bei diesem unerschöpflichen Thema zu verweilen, bis wir uns trennen mußten.

Und wenn ich im letzten Augenblick ihr die Bitte ins Ohr raunte, ob ich heute Nacht, wenn die Lichter ausgelöscht sein werden, unter ihr Fenster in den Garten kommen dürfte, ward ich nicht wie sonst mit einem: „Wie kannst Du Dich unterstehen, mir so etwas vorzutragen; wie kannst Du es wagen, so etwas auch nur zu denken!“ abgetrumpft, sondern die gott-ergebene Antwort lautete seufzend: „Ach, Heinz, wer weiß, ob wir morgen noch leben! So will ich mich freuen, heut Abend doch noch mit Augen zu sehen, daß Du heute noch lebst.“

Gab es aber zur Abwechslung dagegen hier oder dort hergeholtte Bedenken, so hatt' auch ich mir die gefährliche Beschwörungsformel zu gebrauchen angewöhnt und verschonte das letzte Zögern mit den Worten: „Wenn Du mich liebst,

so erwartest Du mich heute, — und wär's nur, um Dich einen Augenblick zu sehen.“

Ein Schlüssel zur hinteren Gartenthür gehörte seit Beginn der Epidemie zu den Kleinigkeiten, die ich wie Taschmesser und Geldbeutel stets bei mir trug. Das kläffende Hündchen in Seraphinens Zimmer war an mein Kommen so gewöhnt, daß es keinen Laut mehr von sich gab, wenn ich zu nachtschlafender Zeit über den Kies des Gartenweges ans Fenster trat.

Wir sagten uns nichts, was wir uns nicht am Tage hätten sagen können. Wir küßten uns nicht einmal auf den Mund, denn das Erdgeschoß war zu hoch, um ohne turnerische Nachhilfe mehr als ihren Handknöchel mit den Lippen zu erreichen. Wir waren nur froh, einander zu betrachten, einander bei den Händen zu halten, einander das unglücklichste Zeug vorzuschwätzen. Und doch wurde es immer schwüler und schwüler um unsere Sinne; wir kamen auf die verrücktesten Einfälle im instinktiven Drang, unser erhitztes Blut abzukühlen, und unser gesunder Menschenverstand machte immer längere, immer bedenklichere Pausen in seiner Thätigkeit.

Eines Sonntagnachmittags — ich erinnere mich dessen, als wär' es gestern gewesen — ging ich wieder mit Seraphinens Arm in Arm in verliebten Gesprächen durch den Garten. Ihre Eltern, die mich freundlich, aber um das Schicksal eines nahen Anverwandten besorgt, empfangen hatten, waren vor einer Viertelstunde zu demselben abgerufen worden. Da sie gingen, baten sie mich, zu bleiben und das Abendbrot bei ihnen zu nehmen. Dann waren sie in Hast und Betrübnis zu dem frankten Freunde davongefahren.

Alle Mahlzeiten standen jetzt unter strenger Kontrolle. Alle schwerverdaulichen Speisen waren verpönt. Insbesondere frisches Obst, saure Milch, ungetrocknetes Wasser und gewisse Mischungen mußten vermieden werden. Gurken galten als das reine Gift, das unfehlbar zum Tode führte. Man nannte ihrer mehrere in der Stadt, die bereits daran gestorben sein sollten, und nur daran. Die meiste Sorgfalt verwendete man auf die Abendmahlzeiten, da vor dem Schlafengehen jedes beschwerliche Gericht um so lieber vermieden wurde.

Eine Einladung zum Nachtmahl in dieser gefährlichen Zeit war also ein besonderer Freundschaftsdienst, und sie wollte ebensoviel sagen, wie wenn der Auffordernde hinzugefügt hätte: Du kannst sicher sein, in meinem Hause nur unschädliche, leichtverdauliche und ausgewählte Schüsseln, die Dich nicht beschweren werden, aufgetragen zu finden.

Indessen brauchte sich Seraphine nicht um die Küche zu bekümmern; diese stand unter der zuverlässigen Obhut eines alten, bewährten Hausdragoners; und so konnte sie die Stunden bis zur Heimkehr der Eltern ganz dem Freunde weihen, der für sich kein besseres Labjal verlangte.

Unerschöpflich in Fragen und Antworten, Zweifeln und Beteuerungen, Vorwürfen und Schwüren wandelten wir mit hochklopfenden Herzen dahin, um uns zuweilen vorsichtig nach allen Seiten umzusehen und, wenn wir uns völlig unbeobachtet wähnten, einander in die Arme zu fallen, in die Augen zu blicken und endlich einen sanften Kuß auf unerfahrene Lippen zu drücken.

„Heute Nacht darfst Du nicht kommen!“ sagte Seraphine, „bleibe lieber recht lange bei uns. Die Eltern kehren wohl sobald nicht heim, und Papa wird dann gern noch ein Stünd-

chen mit Dir plaudern wollen. Ich höre Euch beide so gern miteinander plaudern."

"Also heute nicht!" sagte ich tiefsinnig und trübe, wie wenn ich die Nachricht vom Tode eines Freundes erhalten hätte.

"Weißt Du noch, wie Du das erste Mal in der Nacht gekommen bist?" fragte Seraphine lächelnd, um mich auf erbaulichere Gedanken zu bringen.

"Ob ich es weiß!"

"Dort herüber kamst Du! Und dort hinüber gingst Du davon. Erinnerst Du Dich noch, wie ich Dir das Spalier empfahl? Du hast das Glasfenster zertreten. Mit Entsetzen hört' ich den Lärm in der Nacht, wie Glascherben und Bretter durcheinander purzelten. Ich konnte mich andern Tags nicht satt sehen an der drolligen Verwüstung. Die andern haben nichts gemerkt. Daran war der Winter schuld. Erst im Frühling, da Kasten, Spalier und Beete wieder in stand gesetzt wurden, kam der Gärtner dahinter. Aber er schrieb's dem Unwetter zu. Und jetzt steht's so halb und halb wieder in Ordnung da. Zwischen den Brettern des Zauns klappt aber noch immer eine Lücke. Siehst Du? Und sieh nur die neuen Stäbe ganz bedeckt von grünen Früchten. Aber niemand mag sie entlasten. Niemand ißt Gurken. Niemand mag sie auch nur berühren. Wenn man denkt, wie vielen Leichtsinrigen der Genuß solch einer grüngelben Frucht, die man sonst auf keinem Tisch missen mochte, in diesem Sommer das Leben gekostet hat, da überläuft's einen schaurig. Sieh lieber gar nicht hin! Schon die Vorstellung solch schädlichen Gewächses könnt' einem bei lebhafter Phantasie den Tod geben."

Ich fühlte, wie sie an meinem Arm sich schüttelte vor Unbehagen, und sah, wie sie die Augen zur Seite wandte.

"Se nun, gar so arg wird's wohl nicht sein!" sagt' ich, mehr um sie zu begütigen als zu belehren.

"So?" antwortete sie überlegen. "Erlers Hanne, Mitterndorfs beide Knaben, die Magd bei Kurtis und der Bursche des Plajmajors, die haben alle auch nicht an die Schädlichkeit der Gurken geglaubt, bis sie dran glauben mußten. Binnen zwölf Stunden waren sie kreuzlustig und maustot!"

"Sie waren's vielleicht auch ohne den Genuß!"

"O nein!" rief Seraphine. "Wenn Papa auf meinen Rat hört, so läßt er gleich morgen Feuer unter das Zeug machen und alles, was Gurke, Melone, Kürbis heißt, von der Flamme verzehren, daß man am Anblick dieser Höllengewächse sich nicht weiter zu entsetzen braucht. Mit diesen meinen Händen möcht' ich sie ausreißen, aber mich ekelt so davor!"

Ich mußte lachen. Sie stand mit zuckenden Händen vor dem Spalier und musterte mit gehässigem aber furchtstammem Blick die unschuldigen Krummern, die in Hülle und Fülle überreif aus den Mistbeeten quollen und am Spalier von den Latten hingen.

Um die Geliebte auf andere Gedanken zu bringen, legt' ich meinen rechten Arm um ihren Gürtel und hob mit der Linken das Kinn zu mir empor. Sie aber wich mit ihrem Gesicht schelmisch zur Seite, und gleich darauf sah ich sie den Zeigefinger weit von sich strecken und sprachlos vor Erstaunen oder auch wohl Schreck nach dem eben besprochenen Spalier hindenden.

Da hört' ich es zwischen den Blättern rascheln und sah eine derbe rote Hand durch den Spalt, den die annoch halbverschobenen Bretter des Gartenzauns bildeten, sich hereinwin-

den, durch die langen gelbgrünen Blätter suchteln, sich endlich um eine große Gurke klammern und an dieser ziehen und drehen, um sie los zu machen.

Mit ein paar Sägen war ich an der Pflanze und rief: "Wer da, und was will er hier?"

Die rote Hand war schon beim Schall meiner Tritte zurückgeschlüpft, und in dem Spalt zwischen den Brettern erschien dafür ein rotes Manns Gesicht, das gerade von den Brauen bis zum Kinn sichtbar blieb.

Es war mir unbekannt. Es grinste uns halb dreist, halb verlegen nach Bettlerart an und sprach: "Ach, meine verehrten Herrschaften, nichts für ungut, ich bin ein ehrlicher Mann und kein Dieb! Gott sei mein Zeuge! Aber Gurken sind heutzutage vogelfreies Gemüse. Kein Mensch mag sie, jeder ißt froh, wenn man sie ihm vor den Augen wegnimmt, und niemand achtet's für Diebstahl, wenn man sie entfernt. Überall schenkt man mir so viel ich davon will. Wie ich gerade hier vorüberging und sah die schöne Frucht überreif durch die Latten gucken, dacht' ich bei mir: die will auch gern von Dir gebrochen sein, und man wird sie Dir nicht mißgönnen. Ich hörte ordentlich, wie Sie mir zuriefen: «Nimm das Zeug nur!» und da wollt' ich sie mitgehen lassen. Nicht wahr, gute Herrschaften, ich darf doch? Sie erlauben?"

Vor den Stoppeln des Badenbartes erschienen bereits wieder vier von den roten Fingern, die nur auf ein Wort warteten, um von neuem zuzugreifen.

Ich hätte ohne weiteres, soviel einer schleppen mochte, verschenkt. Seraphine aber, die herzugespungen war, fragte nun: "Was wollen Sie denn mit den Gurken anfangen, Mensch?"

"Was ich mit den Gurken will, Fräulein?!" rief der Mann vor der Spalte lachend. "Nanu! essen will ich sie! Viel essen! Mich satt essen!"

Seraphine schrie nur so auf: "Um des Himmels willen, Sie essen sich ja den Tod daran! den unvermeidlichen Tod! In dieser schrecklichen Zeit Gurken! Sie sind wahnsinnig!"

"Was nicht gar! Mir bekommen die Gurken ausgezeichnet. Ich bin ein armer Teufel, der nicht weiß, wie sich von einem Tag zum andern fortzuziehen. Der Sommer war schlecht. Jetzt aber hab' ich gute Zeit. Man schenkt mir Gurken, so viel ich mag. Ich esse sie gern. Ich schlemme schier, haha! Schon die Patriarchen und die Propheten haben Gurken gegessen, besonders wenn's heiß war. Mir schaden sie auch nicht, besonders wenn's heiß ist. Gewiß nicht! Darf ich?"

"Nein!" schrie Seraphine und bog die Gurke vor der greifenden Hand zur Seite. Da die Frucht vorhin schon halb abgedreht worden war, blieb sie ihr nun unversehens in der Faust.

"Aber Fräulein!"

"Ich will nicht an Ihrem Tode mitschuldig sein! Es ist meine Pflicht, dem Nebenmenschen das Gift zu entziehen, wenn ich's vermag."

"Ach, was glauben Sie! Unserer nährt sich von allerhand, was einem so zarten Magen, wie dem Ihrigen, nicht passen möchte. Volle acht Tage leb' ich bereits ausschließlich von Gurken."

"Das ist nicht wahr!" schrie Seraphine.

Darob wurde nun auch der Proletarier umverkehrt und begann zu schelten. "Hartherzige, reiche Leute," schrie er, "dem darbenenden Arbeiter gönnen sie nicht zur Sättigung, was sie

ihren Schweinen massenhaft in den Trog schütten! Das ist mir das höhere Christentum! Selber essen macht fett, nicht wahr? Und Gurken bringen die Handwerker um? Aber den Herrschaften bekommen sie? Was? . . . Nichts soll Euch bekommen! Den schwarzen Tod sollt Ihr schlingen in Euren Ledereien, und wenn Euch die Zunge zum Halse herabhängt in der letzten Not, sollt Ihr an die armen Menschenkinder denken, die Ihr in Eurer Hartherzigkeit habt verhungern lassen!"

"Ich bin nicht hartherzig und lasse niemand verhungern! Da! kaufen Sie sich Brot!" sagte Seraphine, indem sie ein paar Groschen über die Planen auf die Gasse warf.

Ich aber ging zum Pfortlein, um den Lämmel draußen Mores zu lehren.

Während ich den Schlüssel einsteckte und umdrehte, hört' ich den draußen nicht etwa „danke“ sagen, sondern einen heftigen Fußtritt gegen die Bretter stoßen und schreien: „Ich will kein Brot, Gurken will ich!"

Sowie sich jedoch das Thürrchen in den Angeln drehte, nahm er Reißaus, und ich sah, auf die Gasse tretend, nur den Rücken des Kerls, den ein Arbeiterkittel bedeckte, und darunter zwei nagelschwere Sohlen, die er abwechselnd hastig hinter sich warf.

Die Groschen hatte er übrigens nicht im Staube liegen lassen. Am Ende der Gasse angelangt, blieb er stehen und kehrte sich um, in hochgehobener Rechten triumphierend eine riesige Gurke schwingend, die er wohl, ehe wir auf ihn zu achten begonnen, an sich gerissen haben mochte.

„Gleich muß der Gärtner die Bretter in Ordnung nageln und alle Gurken verbrennen!" sagte mein Schatz, als ich das Pfortchen wieder von innen verschloß. „Hundert Menschen kann man mit diesem Vorrat vergiften!"

„Wer weiß!" sagte ich lächelnd, um die Erregte zu begütigen.

Das gelang mir aber nicht. Zornig rief sie: „Möchtest Du vielleicht auch davon essen?"

„Ich?" jagt' ich. „Ich danke schön! Durchaus nicht! Mir bekommt Gurkensalat schon in Friedenszeiten nicht. Und jetzt sind die Ärzte ja einer Meinung über die Schädlichkeit dieser Pflanze."

„Du findest doch also, daß ich recht that, daß es meine Christenpflicht war, dem Manne das tödliche Gewächs zu versagen, so sehr er darum bat?"

„Christenpflicht! Recht!" jagt' ich im Weiterwandeln, „das kommt auf Ansicht an. Ich hätt' ihn die Gurken ruhig nehmen lassen, wenn er sie durchaus haben wollte. Nicht nur der Geschmack, auch der Magen ist bei jedem verschieden. Es giebt Menschen, die Kröten, Schlangen und Heuschrecken fressen, dazu grüne, gewickelte Brennesseln rauchen und sich ganz wohl dabei befinden."

„O bitte, geniere Dich nicht!" rief jetzt mein Liebschen ärgerlich, und dabei hielt sie mir die große Gurke, die in ihrer rechten Hand verblieben war, vors Gesicht. „Du bist vielleicht auch so ein Kraftmensch, der alles verdaut. Wenn's Dich gelüstet, so sollst Du heute Gurkensalat zum Abendbrot bekommen! Wir haben ja genug davon!"

„Es gelüstet mich durchaus nicht danach," antwortete ich. Und nun gab ein Wort das andere, und wir zankten uns ein wenig, bis wir des Haders müde wurden und uns gerührt, versöhnt und verliebt wieder in die Arme sanken.

Darüber aber war es Abend geworden. Wir sorgten uns

ein wenig nach den Eltern, die noch immer ausblieben, und gingen ins Haus hinein, um die Dienerschaft nach ihnen zu fragen.

Es war die traurige Post gekommen, daß es dem Fremde schlechter und schlechter ginge, daß sich Seraphines Eltern darum noch nicht von seinem Schmerzenslager trennen wollten, und daß wir auf sie in dieser Stimmung nicht mit dem Nachtmahl warten, sondern uns nach Belieben bedienen sollten.

Diese Botschaft befieng uns beide eigentümlich, ohne daß wir uns über den Eindruck Rechenschaft geben konnten. Seraphine sah zu Boden, ich über sie weg nach irgend einem gleichgiltigen Fleck an der Wand, und wir schwiegen ein Weilchen alle beide.

(Fortsetzung folgt.)



## Zahlengedächtnis und Farbensinn eines Schimpansen.

von

Carus Sterne

II.

Das Ergebnis, zu welchem die Versuche des Herrn Romanes führten, daß der Schimpanse, welcher bis sechs zählen lernte, nicht dahin gebracht werden konnte, die sechs Hauptfarben zu unterscheiden, ist ohne Frage psychologisch äußerst interessant. Denn im Grunde sollte man erwarten, daß er unmittelbare Sinnesindrücke viel leichter unterscheiden lernen müßte, als ebenso viele Zahlbegriffe, die doch im höheren Sinne als abgeleitete Begriffe zu gelten scheinen als Farben, welche man unmittelbar und ohne zu zählen wahrnehmen kann. Daher schloß denn auch Professor Romanes, daß das Tier farbenblind sein müsse. An und für sich ist nun zwar nicht der geringste Grund vorhanden, der uns verhindern könnte, anzunehmen, daß Farbenblindheit bei den menschenähnlichen Affen, ebenso wie bei den Menschen selbst, vorkomme, wenn auch vielleicht nicht ebenso häufig; sind Tiere doch weniger unnatürlichen Lebensbedingungen ausgesetzt, und liegen einer weniger unterbrochenen Schulung und Übung des Farbensinnes ob, als der Mensch vieler Berufsklassen. Denn wenn man die Künstler, welche mit dem Schmuck unserer Wohnungen und mit dem Ausputz unserer schöneren Hälften beschäftigt sind, also die Maler, Blumenmacher, Färber, Fuß- und Kleidermacher ausnimmt, so bleiben doch nur die Eisenbahnwärter und Schiffsführer übrig, die in ihrem Berufe ohne Farbensinn nicht fertig werden können.

Ganz anders bei den Tieren. Unsere Schmetterlinge, Käfer, Bienen, Fruchtfresser und Raubtiere aller Arten würden verhungern und den Verfolgungen ihrer Feinde sehr bald unterliegen, wenn sie keinen Farbensinn besäßen; höchstens könnten die Grasfresser, die nur Grün in den verschiedensten Schattierungen genießen, mit einer sehr vereinfachten Farbenempfindung auskommen. Die Insekten, die ein für die Auffassung der Formen nicht sehr leistungsfähiges Auge besitzen, richten sich bei ihren Blumenbesuchen fast nur nach Färbung und Duft, und man kann auf einer blumigen Wiese leicht beobachten, daß Bienen oder Schmetterlinge von einer Blumenart, die gerade die honigreichste und für ihre Mundwerkzeuge zugänglichste ist, immer zur gleichgefärbten Nachbarin fliegen, obwohl sie dabei öfter an die unrechte Art kommen. Es haben sich in dieser Richtung auf die Färbungen begründete Wechselbeziehungen ausgebildet, die so erstaunlich sind, daß ihre Betrachtung den höchsten Genuß gewährt. Ich will nur ein Beispiel davon anführen. Die Pflanzenfamilie der Raubblättrigen (Asperifolien), die bei uns durch Bergißmeinnicht, Ochsenzunge, Natterkopf, Lungenkraut und viele andere Pflanzen vertreten ist, zeigt bei der Mehrzahl ihrer Angehörigen die Eigentümlichkeit,

daß die Blumen mit roter Farbe aufbrechen und dann durch Violett in ein mehr oder weniger dunkles Blau übergehen. Es war nun eine der letzten Beobachtungen meines unvergesslichen Freundes Hermann Müller von Lippstadt, der das meiste zur Aufhellung der Beziehungen zwischen Blumen und Insekten beigetragen hat, daß dieser Farbenwechsel den Bienen als Signal für die eingetretene Bestäubung und das Aufhören der Honigaussgabe dient. Er beobachtete wenige Monate vor seinem Tode (1883), wie eine Biene immer nur die roten Blüten des Lungenkrauts besuchte und an den blauen vorbeislog. Nur mitunter täuschte sie sich, weil sie zwischendurch die lilafarbenen Blüten des Gundermanns ausbeutete, und dann von diesen zu den blauen oder in der Umfärbung begriffenen gleichfarbigen Blüten des Lungenkrauts flog, aber dann gleich enttäuscht weiter flog, weil diese Blumen keinen Honig mehr haben. Auch andere Blumen melden es durch Farbenänderung, wenn sie keinen Insektenbesuch mehr erwarten, und im Schöneberger Botanischen Garten kann man im Frühjahr eine ansehnliche gelbe Blume derselben Familie (*Arnebia echinoides*) blühen sehen, die in ihrem Schlunde fünf große schwarze Flecken zeigt, welche nach dem Aufhören der Honigabsonderung so vollständig verschwinden, wie es die geeignete Leserin nur immer von den in die Wäsche geratene Tintenflecken wünschen könnte.

Die Affen bedürfen nun eines ausgeprägten Farbensinns ebenso nötig wie die Insekten und die meisten anderen Tiere; denn sie würden die gelben, roten oder blauen Früchte, von denen sie sich hauptsächlich ernähren, sonst nicht zwischen dem Laube erkennen können. Ich hatte einen Schulkameraden, der rotblind war, und der beim Erdbeeren suchen im Walde stets bald den Mut verlor. Er war so unempfindlich gegen Scharlachrot, daß er den wilden Mohr in der grünen Gerste und die prachtvollen Büschel der reifen Eberesche nicht von dem grünen Laube unterscheiden konnte. Was wäre wohl aus dem armen Jungen geworden, wenn er von Erdbeeren hätte leben sollen? Und nun gar ein Affe, der weder gelb, noch grün, rot oder blau unterscheiden könnte! Wir wissen auch aus andern Gewohnheiten der Affen, daß sie sich recht gut auf Farben verstehen; denn diejenigen von ihnen, welche auf der Rückseite des unteren Kumpfendes lebhaft karminrot oder glänzend blau gefärbt sind, wie der Mandrill, verschiedene Paviane und die Schweinsaffen, sind sehr stolz auf ihr Farbemaopfen und kehren es, wie zur Begrüßung, jedem Beschauer zu, dem sie eine Freude bereiten wollen, während dieselbe Pantomime bei den Menschen als Beleidigung gelten würde.\*

Aber auch die Annahme, daß das von Herrn Romanes untersuchte Schimpanseweibchen als Ausnahme farbenblind sein sollte, scheint mir keineswegs sicher festgestellt; denn man findet eine ganz ähnliche Unsicherheit in der Farbenunterscheidung bei menschlichen Kindern, von denen sich später erweist, daß sie durchaus nicht farbenblind sind. Dies ist um so interessanter, als Romanes ausdrücklich die Geistesstufe seiner Schimpanse mit derjenigen kleiner Kinder, in dem Alter kurz vor der Zeit, in der sie sprechen lernen, vergleicht. Es scheint, daß Darwin der Erste gewesen ist, welcher auf diese höchst merkwürdige Eigentümlichkeit kleiner Kinder aufmerksam wurde. Als ich im Jahre 1877 den für jedermann überzeugenden Beweis lieferte, daß die bis dahin ziemlich allgemein für richtig gehaltene Theorie von Gladstone, Geiger und Magnus, nach der die älteren Kulturvölker bis zu den Tagen Homers, ja bis zu den Römerzeiten grün, blau und violett nicht hätten unterscheiden können, auf einem großen Mißverständnis beruhe, sofern nicht dem Sinne, sondern nur der damaligen Sprache das Vermögen der genaueren Farbenunterscheidung gefehlt hätte, erfreute mich Darwin (ohne daß ich ihm meine Abhandlung zugesendet hätte) mit dem hier folgenden, vom 30. Juni 1877 datierten Briefe:

„Werter Herr! Ich bin sehr von Ihrer geschickten Be-

weisführung gegen den Glauben, daß der Farbensinn erst in neuerer Zeit von den Menschen erworben worden sei, interessiert worden. Die nachfolgende Beobachtung bezieht sich auf diesen Gegenstand: Ich verfolgte sorgsam die geistige Entwicklung meiner kleinen Kinder und war erstaunt, bei zweien oder, wie ich glaube, bei dreien von ihnen, bald nachdem sie in das Alter gekommen waren, in welchem sie die Namen aller gewöhnlichen Dinge wußten, zu beobachten, daß sie völlig unfähig erschienen, den Farben kolorierter Stiche die richtigen Namen beizulegen, obgleich ich wiederholentlich versuchte, sie dieselben zu lehren. Ich erinnere mich bestimmt, erklärt zu haben, daß sie farbenblind seien; aber dies erwies sich nachträglich als eine grundlose Befürchtung. Als ich diese Thatsache einer andern Person mitteilte, erzählte mir dieselbe, daß sie einen ziemlich ähnlichen Fall beobachtet habe. Die Schwierigkeit, welche kleine Kinder, sei es hinsichtlich der Unterscheidung oder, wahrscheinlicher, hinsichtlich der Benennung der Farben empfinden, scheint daher eine weitere Untersuchung zu verdienen. Ich will hinzufügen, daß es mir ehemals schien, als wenn der Geschmacksinn, wenigstens bei meinen eigenen Kindern, als sie noch sehr jung waren, von demjenigen erwachsener Personen verschieden gewesen sei; dies zeigte sich dadurch, daß sie Akaharber mit etwas Zucker und Milch, welches für uns eine abscheuliche, ekelregende Mischung ist, nicht zurückwiesen, und ebenso in ihrer sonderbaren Vorliebe für die sauersten und herbsten Früchte, wie z. B. unreife Stachelbeeren und Holzapfel. Werter Herr, getreulich der Ihrige

Charles Darwin.“

Über diese merkwürdige Erscheinung sind später systematische Versuche von Henzner und namentlich von W. Preyer angestellt worden, der darüber schon in der ersten Ausgabe seines wertvollen Buches über „Die Seele des Kindes“ (Leipzig 1881) berichtet. Ich werde daraus einen das Wichtigste hervorhebenden Auszug geben. Preyer beobachtete an seinem kleinen Sohne und führte über seine Wahrnehmungen nach den verschiedensten Richtungen vom ersten Tage an bis zum Abschluß des dritten Lebensjahres genau Tagebuch. Schon am 23. Tage notierte er lachende Laute des Wohlgefallens über einen sonnenbeschienenen rosafarbenen Vorhang, wobei natürlich nicht zu unterscheiden war, ob die Helligkeit oder die Farbe das Wohlgefallen des Kindes erregte. Aber noch in der 85. Woche blieben Versuche, demselben die Farben von Spielmarken zu lehren, vergeblich, obwohl jetzt eine Freude an grellen Farben deutlich erkennbar war. Die Aufforderung: „Sieh Rot! Sieh Grün!“ blieb erfolglos; aber dies ist, wie Preyer ohne Zweifel richtig bemerkt, nur ein Beweis dafür, daß es nicht gelang, das Wort mit der Empfindung zu verbinden, nicht aber dafür, daß die Unterscheidung gefehlt hätte.

Am 758. Lebenstage zeigte das Kind zum erstenmal, daß ihm das Verständnis für Farbenunterschied nicht gänzlich mangelte, indem es bei Vorlegung zweier Ovale, von denen das eine lebhaft grün, das andere lebhaft rot gefärbt war, in mehr als der Hälfte der Fälle die verlangte Farbe herauszufinden wußte. Dieses Verständnis wuchs nun so schnell, daß schon am 763. Tage auf fünfzehn richtige Antworten nur eine falsche und am folgenden Tage nur richtige Antworten erfolgten, was aber nur als Beweis dafür genommen werden konnte, daß Rot und die ihm unähnlichste Farbe sicher unterschieden wurden. Denn als den Farbenproben nunmehr Gelb, dann Blau und schließlich Violett hinzugefügt wurden, stellten sich in der 110. bis 112. Woche wieder zahlreiche Irrungen ein, die wenigsten beim Gelb, welches in seiner leuchtenden Art am sichersten erkannt wurde, die häufigsten beim Blau, welches oft mit Grün und Violett verwechselt wurde, und dabei trat häufig sehr schnell Unlust ein, offenbar weil mit der Vermehrung der zu unterscheidenden Farben dem kleinen Köpfchen zu viel zugemutet wurde, und auf der anderen Seite nicht genug Interesse für das Spiel abgewonnen werden konnte. Lehrreich war das Ergebnis gegen die 111. Woche hin, wo in acht Prüfungen die Treffer und Nichttreffer sich wie folgt verteilten:

\* Eine Betrachtung Charles Darwins über diese sonderbare Begrüßungsweise der Affen findet man in meiner Ausgabe seiner gesammelten „kleineren Schriften“ (Leipzig 1886) Seite 128–133.

| Rot | Grün | Gelb | Blau |          |
|-----|------|------|------|----------|
| 32  | 31   | 34   | 27   | richtig. |
| 14  | 8    | 2    | 12   | falsch.  |

Man sieht, wie durch die Vermehrung der Farben die vorher richtige Unterscheidung von Rot und Grün wieder in Frage gestellt erschien, und das vorher gut erkannte Rot wieder ebenso häufig verwechselt wurde als Blau. Inzwischen lernte das Kind sprechen, und in die Prüfungsarten konnte nun durch das Selbstbenennen der gezeigten Farben Abwechslung gebracht werden. Auf die Dauer machte Blau die größten Schwierigkeiten, und die Reihenfolge der Treffer seit der 116. Woche wich insofern von der Reihenfolge der Farben im Spektrum (Rot, Gelb, Grün, Blau, Violett) ab, als Gelb am besten, dann mit abnehmender Sicherheit Rot, Violett, Grün und Blau richtig getroffen wurden. Diese Abweichung ist insofern hervorzuheben, als Professor Magnus und andere Gelehrte, die der Phantasie in ihren Forschungen den Vortritt ließen, gemeint hatten, der Mensch habe die Farbenempfindlichkeit in umgekehrter Folge der Wellenlängen erlangt. Es scheint vielmehr auf die Lichtstärke der Farben, die im Gelb am größten und im Blau am geringsten ist, das meiste anzukommen, doch wurden Braun, Grau und Schwarz früher richtig erkannt als Grün und Blau. Die Unsicherheit dem Blauen und Grünen gegenüber bestand bis gegen das Ende des dritten Lebensjahres; in einem Strauß von gelben Rosen wurden diese als gelb, die Blätter als „garnix“ bezeichnet, und gelegentlich kam die Klage: „Grün, Blau kann e nicht, große Mann kann Grün, Blau.“

Professor Preyer hält es für wahrscheinlich, daß Blau und Grünblau in der ersten Zeit als Grau und Schwarz empfunden werden, worauf einerseits die häufigen Verwechslungen mit diesen beiden, und die früh richtige Benennung von Grau und Schwarz hindeuten. Er sucht mit vieler Wahrscheinlichkeit nach einem physikalischen Grunde, der darin bestehen möchte, daß es den gelben, roten und verwandten Farbstrahlen leichter gelingen mag, in die mit roten Blutgefäßen durchzogene Netzhaut einzudringen, während Blau und Grün durch dieselben vielleicht anfangs zum Teil oder gänzlich absorbiert werden. Vielleicht ist auch die hintere Netzhaut blutreicher, die Aufsaugung des Blauen darum stärker, und Preyer hatte wiederholt Gelegenheit zu bemerken, daß sein Sohn noch im vierten Lebensjahre seine hellblauen Strümpfe in der Morgenämmerung für grau hielt und sich darüber wunderte, daß sie über Nacht grau geworden seien. Es schien also, als ob das schwacherleuchtete Blau noch nicht zu den farbenempfindlichen Teilen der Netzhaut durchdrang.

Im menschlichen Auge ist die Stelle des deutlichen Scheins, der sogenannte „gelbe Fleck“, frei von Blutgefäßen und gelb gefärbt, ein Umstand, der es vielleicht erklärt, daß uns Gelb, Gelbrot und Gelbgrün als „warme Farben“, Blaugrün, Purpur und Violett als „kalte Farben“ erscheinen. Wenn man aber aus diesen Schwierigkeiten der Blau- und Grünunterscheidung im kindlichen Alter nach dem „biogenetischen Grundgesetz“ schließen wollte, daß dennoch etwas Wahres an der Geigerschen Theorie gewesen sein möchte, nach welcher die Menschen bis in die Römerzeiten hinein Stümper in der Farbenunterscheidung geblieben sein sollten, so daß das „graue Altertum“, wie Preyer neuerdings wieder (1889) hervorhob, diesen Namen mit Recht getragen haben soll, so halte ich das für eine graue oder vielmehr greuliche Theorie. Die archäologischen Thatfachen beweisen uns, daß die ältesten Völker die Farben der Naturdinge ganz so wie wir in ihren Gemälden wiedergaben, und daß sie, wie ich schon 1877 als Hauptbeweis hervorhob, einen tiefblauen Edelstein, den Lapis lazuli, der außer seiner herrlichen dunkeln Farbe nicht den geringsten Vorzug vor einem gemeinen Feuerstein besaß, höher als alle anderen Edelsteine schätzten, und daß sie daher gewiß alles andere, aber nicht blaublind gewesen sein mögen.

Vielleicht kann uns die nun vermeintliche Farbenblindheit des Londoner Schimpanzen dazu dienen, etwas klarer in diesem Labyrinth der Meinungen unseren Weg zu finden, falls wir

nämlich die sehr wahrscheinliche Annahme machen dürfen, daß es mit seiner Farbenblindheit nicht schlummer sieht, als mit derjenigen nach Romanes so sehr gleichen soll. Und ich will hier nachholen, daß er hinsichtlich seines Zählvermögens kleinen Kindern etwas voraus war, wenigstens dem von Preyer beobachteten, welches erst vom 878. Tage ab den Unterschied der fünf ersten Zahlworte gründlich lernte. Allein zwischen den beiden Fällen ist ein bemerkenswerter Unterschied, denn bei dem Schimpanzen handelt es sich nicht mehr um ein junges Tier, dessen Sinnesorgan man als noch nicht völlig ausgebildet betrachten könnte, sondern um ein erwachsenes Tier, welches verhungern müßte, wenn es die roten, blauen und violetten Früchte nicht zwischen den grünen Blättern zu finden wüßte. Da aber seine Intelligenz nicht höher entwickelt erscheint, als die eines Kindes unmittelbar vor dem Sprechlernen, so liegt die Frage nahe, ob das beiderseitige Unvermögen, auf dieser geistigen Stufe die Farben zu unterscheiden, nicht vielmehr einen phylogenetischen Grund hat. Und so darf man vielleicht vermuten, daß Färbung ein Abstraktum um ist, welches sich in dem unentwickelten Denkvermögen nur äußerst schwer von den Dingen trennen läßt, denen es anhaftet. Von der Farbe läßt sich im besonderen aussagen, was Mephistopheles im allgemeinen vom Lichte hervorhebt:

Von Körpern strömt's, die Körper macht es schön, . . .  
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Ich kann es vollkommen begreifen, daß ein Kind sich für „die Farbe an sich“ nicht interessieren kann, paßiert es doch dem Erwachsenen, der in deutscher Sprache über Farben schreibt, beständig, daß er Rot, Blau, Grün u. s. w., auch wenn er sie als Begriffe eines Seienden behandelt, klein schreibt, weil es ihm unwesentliche oder unwesentliche Begriffe geblieben sind, soweit er es auch sonst in der Methode der Abstraktion gebracht hat. Ich begreife sehr wohl, daß ein Schimpanse nicht begreift, warum ein blauer Strohhalm etwas anderes sein soll als ein roter; was er davon weiß, wird höchstens sein, daß gelbe Pflaumen nicht viel anders schmecken als rote und blaue, und daß grüne, gelbe und rote Äpfel oder Birnen denselben Geschmack haben können. Ich glaube ferner zu verstehen, warum lichtreiche Farben, wie Gelb, Orange, Gelbgrün und Rot ein früheres Interesse erregen, als das kalte Blau oder Blaugrün, welche der Dunkelheit so nahe kommen, und wie ein Kind dazu kommt, in einem Blumenstrauß nur die Farben der Blumen anzuerkennen, die des Laubes aber als „Garnix“ zu bezeichnen. Aber ich vermag nicht einzusehen, warum im Blauerkennen gleichsam eine höhere und schwierigere Empfindungsstufe gegeben sein soll, als in der Gelb- und Rot-Empfindung, und noch dazu eine, die dem „grauen Altertum“ gefehlt haben sollte.

Im andern Falle würden wir annehmen müssen, daß unzählige wirbellose Tiere dem Menschen in der Erfassung der Farbtöne der Natur überlegen waren, denn den Bienen ist eine besondere Sympathie gerade für blaue und violette Blumen eigen, und die lichtblauen und lilafarbenen Blumen werden sogar in der Dämmerung von den um diese Zeit fliegenden Insekten erkannt und ohne Schwierigkeit von den grünen Blättern unterschieden. Selbst die „dummen Vliegen“, deren Sinne mit Ausnahme des Geruchsinns für sehr unentwickelt gelten, fühlen sich von gewissen Blumen, die ein mißfarbenedes Blaurot oder Blau, wie verwesendes Fleisch, zur Schau tragen, angezogen. Aus alledem geht allerdings hervor, daß das Urteil über Farben-Empfindungen eines andern ein sehr schwieriges Problem darstellt, und daß man sich hierin mehr als anderswo vor vorzeitigen Verallgemeinerungen in acht nehmen muß. Aber mir scheint, als wenn sich die Schwierigkeiten, welche geistig hochstehende erwachsene Menschenaffen und ganz junge Kinder bei der Unterscheidung der Farben zu finden scheinen, gegenseitig erläutern und Licht auf die Ursache werfen könnten, so daß es sehr wichtig sein würde, die Farbenunterscheidungs-Prüfungen auch bei anderen Anthropoiden fortzusetzen. Allerdings glaube ich, daß man gut thun würde, sich dabei anderer Methoden, als der von Herrn Romanes ange-

wendeten, zu bedienen, nämlich solcher, bei denen die schwierige Association zwischen Wort und Farbe ausgeschlossen bleibt, denn ohne dies wird man bei sprachlosen Wesen keine reinen Ergebnisse erwarten dürfen. Die Methoden, nach denen Sir John Lubbock und namentlich Hermann Müller den Farbensinn der Bienen geprüft haben, können hier als Muster genommen werden, natürlich mit einer den Umständen entsprechenden Abänderung.



## Vom Selbstverlag deutscher Schriftsteller.

Von

Dr. Maximilian Kohn.

Die populäre Erwerbschriftstellerei, der man schon vor der Reformation begegnet, war keineswegs eine vereinzelt Erscheinung. „Ich und meinesgleichen,“ sagt der im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts lebende, unermüdet im Auftrage von Buchhändlern arbeitende berühmte Naturforscher und Polyhistor Konrad Gesner, „sind genötigt, für das tägliche Brot zu schreiben.“ Wie sich dieser „deutsche Plinius“ für seine vielgelesenen Schriften klingende Gegenleistung ausbedang, so lassen sich von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Spuren von Beziehungen zwischen selbstständig schaffenden Autoren und unternehmungslustigen Verlegern, soweit Honorarzählungen in Frage kommen, immer häufiger verfolgen. Freilich waren die Entschädigungen des Autors ziemlich bescheidener Natur, und die Abneigung des älteren Verlags Handels gegen klingende Münze läßt sich sehr wohl begreifen, wenn man sich die Thatsache vorhält, daß von 1550—1750 das Verlagsgeschäft mehr Tauschhandel war. Das Buch ward zum Wertmesser des Buches, so daß zwischen der Geschäftswelt Bücher meist nur gegen Bücher umgesetzt werden konnten.

So war der Ehrensold der Autorenwelt ein gar winziger, und im allgemeinen mochte ein Schriftsteller jener Zeit noch höchlich zufrieden sein, wenn ihm recht zahlreiche Freigekoppelte von seinem lieben Drucker bewilligt wurden. Diese demütigende Honorierung führte den beschämenden Bettel mit den sogenannten Dedikationen herbei, die bald offene, bald verschämte Unterstützungsgesuche vorstellten. Fast jedes deutsche Archiv enthält derartige Dedicationsverzeichnisse, und noch am 6. Juni 1798 erläßt der Hamburger hohe Senat eine Bekanntmachung, worin er erklärt, daß er Einsendungen und Dedikationen litterarischer Produkte, womit er seither überhäuft worden sei, künftig unbeantwortet lassen werde, sofern sie ohne vorherige Anfrage erfolgten.

Daß unter diesen Umständen Autoren nicht selten zum Selbstverlage neigten, der ihnen freilich das volle Wagnis auferlegte, andererseits aber auch den Lohn für ihre Arbeiten vollauf versprechen konnte, ist kaum zu verwundern, und in der That läuft der Selbstverlag mit dem Dedicationswesen geschichtlich parallel, ohne daß ersterer mit dem Fallen des letzteren darum ganz zu existieren aufgehört hätte.

Natürlich erhob sich zünftiger Groll gegen diejenigen, die den Herren Buchhändlern ins Handwerk pfeuschen wollten. Im 17. Jahrhundert mußten sich Gelehrte geistlichen und weltlichen Standes, die sich auf sich selber stellten und sich bessere Erträgnisse von eigenem Wagen und Wirken versprachen, von naiven (?) Frankfurter Buchhändlern sagen lassen, sie thäten dies „mehreren Gewinns und Eigennutzens halber, als dem gemeinamen Wesen damit zu dienen.“

Das Veto der Buchhändler wird wohl nicht viel gebräuchelt haben, aber daß mit einem von Schriftstellern auszuübenden Tauschhandel auch bittere Enttäuschungen verbunden waren, liegt auf der Hand. So kam denn bald eine vielgepriesene Einrichtung des freien Englands auch in Deutschland in Aufnahme: das Pränumerationswesen. Bücherfreunde mußten sich

durch Voranzahlung an den erst herzustellenden Werken beteiligen, und dann erst ging's an die Arbeit, dann erst an die Vielfältigkeit derselben. Sonderlich scheint dieses Einfangen von Pränumeranten in Deutschland nicht gegliedert zu sein, denn der deutsche Gelehrte ist eben anders geartet als der englische Autor, dem der Handel sozusagen im Blute steckt.

Bald wurde die förmliche Begründung des Selbstverlages immer lauter begehrt, und kein Geringerer als Leibniz glaubte die bürgerliche Selbstständigkeit der deutschen Autorenwelt durch Maßnahmen in dieser Hinsicht schaffen zu können. Er selbst ist schlecht auf die Buchhändler zu sprechen, die nach ihm Pfennigfuchser, Ignoranten sind, und die sich nicht entblöden, den praktischen Wert von Gelehrtenarbeiten mit Selbstüberhebung zu beurteilen. Die Leibnizsche Anregung wurde von manchem erwogen, und auch Lessing trug kein Bedenken, sich mit seinem Freunde Bode in litterarischer und kaufmännischer Beziehung zu vereinigen. Sie hatten einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt in der berühmten Seylerischen Theaterentreprise („Nationaltheater“) gefunden, und Lessings meisterhafte Dramaturgie erschien nimmehr, nachdem er Mitunternehmer der Bodeschen Druckerei durch einen förmlichen Vertrag geworden, bogenweise in der gemeinschaftlichen Offizin. Zwar wurde durch den schnellen Einsturz des prächtigen Tempels, den so viel vereinte Hände der deutschen Schauspielkunst zu erbauen gesucht hatten, der Hauptzweck bei der Vereinigung beider völlig vereitelt, aber darum ließen sie ihre Hoffnung noch nicht sinken. Lessing, überdies noch durch den Nachdruck seiner Dramaturgie seitens eines Leipziger Raubritters (Reich\*) tief gekränkt, ist um diese Zeit mit dem deutschen Buchhandel zerfallen.

Die gemeinschaftliche Verlagshandlung und Druckerei sollte nimmehr durch andere Zugänge und Erwerbsmittel das doppelte ersetzen, was infolge des Theaterkraches an barem Gelde und förmlichen Aussichten verloren gegangen war. Bode, der freisinnigste Übersetzer fremdländischer Litteraturwerke, der achtungswürdige Vorkämpfer und Verbreiter der deutschen Aufklärungsbestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts, wollte nicht mit den Brosamen vorlieb nehmen, die ihnen „vom Autorenhirn gemästete Verleger“ von ihrer reichbestetzten Tafel zuwürfen. Bei dem Plane des Deutschen Museums, so sollte die Reihe der ausserlesten Originalschriften heißen, die Bode und Lessing zum Vorkämpfer der jeweiligen Verfasser abdrucken lassen wollten, und zu welchem auch schon Dichter wie Klopstock, Gerstenberg, Zacharia Werke zu liefern versprochen hatten, war es auf nichts weniger, als auf eine gänzliche Wiedergeburt der deutschen Litteratur abgesehen. Aber mit dem kaufmännischen und mechanischen Gang des Buchhandels unbekannt, überdies versehen auf kostspielige, wunderliche Ideen, — alles Papier für diese neue Offizin sollte aus Italien kommen, rote Linien die Seiten umschranken, ein eigentümliches Quartsformat verblüffend wirken, die Bignettenerzierungen künstlerischen Ansprüchen genügen, — mußten sie bald mancherlei Einbuße erleiden, und als nun Bode sich 1768 mit einer Tochter eines der rühmlichsten Hamburger Buchhändler verheiratete, hatte er die täglichen Warnungen seines Schwiegervaters anzuhören, während Lessing von seinem Freunde Nicolai manch bittere Bille, freilich auch manchen beherzigenswerten Wink, empfangen mußte. Bald hörte der leise Spott des warmblütigen Lessing über die Kalt Sinnigkeit der Vernunftmänner auf, und verzweifelt sagte er plötzlich den Entschluß, alles im Stiche zu lassen und im Kunstgenusse Italiens die „deutsche Schwerhörigkeit“ zu vergeffen. Eine vielversprechende Hoffnung ward zu Grabe getragen.

Nicht lange darauf, 1773, stellte der Dichter des Messias, der eben nach Friedrichs V. Tode und Bernstorffs Sturze mit dem Titel eines dänischen Legationsrates und voller Pension sein liebes Hamburg wieder aufgesucht hatte, in der „Gelehrtenrepublik“ den Satz auf, an der Spitze der zunftmäßig gegliederten deutschen Gelehrten sollten Übermänner stehen und die Genossen von den Buchhändlern unabhängig sein. Trotzdem dieser Gedanke Anklang fand und praktische

\* Verlappt unter der Firma Dodsley & Comp.

Verwertung nicht unmöglich schien, gab Klopstock doch bald sein in dieser Hinsicht geplantes Unternehmen wieder auf.

Die wunderliche „Gelehrtenrepublik,“ die in der Geschichte des Selbstverlages eine gewisse Rolle spielt, sollte für Klopstock ein eigentümliches Nachspiel haben. Als er nämlich im Herbst 1774 auf der Durchreise nach Darmstadt in Göttingen eintraf, waren die Professoren, die sich durch mancherlei Anspielungen in dem beregten Werke getränkt fühlten, so suchswild auf den Verfasser, daß dieser während seines mehrtägigen Aufenthaltes ausschließlich mit den jungen Mitgliedern des Göttinger Dichterbundes verkehrte und die Hochschullehrer mit ängstlicher Scheu mied. In einem der Professorenkränzchen hieß es nun, er besorge, „es möchte ihm mancher den Thaler, um den er ihn geprellt (durch das Subscribieren auf die Gelehrtenrepublik) mit dem Stock wieder ausklopfen.“

Um das Ende der siebziger Jahre begegnen wir dem weitumfassenden Plane der sogenannten Gelehrtenbuchhandlungen, und der Leibnizsche Gedanke, dem Autor die vollen Früchte seiner Thätigkeit zu überlassen, schien zu glücklichster Ausführung gebracht. Allgemein bekannt ist die 1781 eröffnete Buchhandlung der Gelehrten in Dessau. Thatsächlich erfreute sich eine Reihe von Autoren eine Zeitlang der erhofften Vorteile, und der Selbstverlag der Verbündeten war durchaus nicht unerheblich. Zur Ostermesse 1782 wurden hundertundfünfzig, und 1783, auch zu Ostern, zweihundert Bände auf den Markt geworfen. Allmählich neigte jedoch der gelehrte Leiter der Anstalt, Magister Reiche, tiefeingreifenden Veränderungen zu und gelangte immer mehr auf den Standpunkt des üblichen Buchhandels. So hatten die Bestrebungen, die äußeren und inneren Zustände der Schriftstellerswelt zu verbessern, wieder einmal ihr Ende gefunden. Magister Reiche, der seine Auftraggeber zu seinen in betreff der Organisation veränderten Ansichten nicht zu befehlen vermochte, zog sich mismutig von der Sache zurück und alles löste sich — nicht in Wohlbehagen — auf.

Auch der Frankfurter Patriziersohn, dem nichts Menschliches fremd blieb, ließ Juni 1773 seinen Feuerkopf, den „Göy“ im Selbstverlage erscheinen. Freilich wollte er wohl weniger das Fett selber abschöpfen, aber als er den mäßigen Absatz erfuhr, schrieb er mit einem leisen Stimmzucken über die Verständnislosigkeit und die Kaufunlust seiner dumpf hinbrütenden Deutschen an seine Freunde von nah und fern, doch den Verschleiß zu fördern, weil ihm das Geld fehle, nur um das Papier zu bezahlen. Schließlich war aller Gewinn dahin, als es der berüchtigte Nachdrucker Himbürg in seine Vaterarme nahm, dem zugleich, wie Michael Bernays treffend nachgewiesen, das traurige Verdienst zufällt, die sogenannte Goethesche Textverstümmelung eingeleitet zu haben.

In seinem Sündenbewußtsein wollte übrigens der Edle dem kunstliebenden Goethe mit etwas Berliner Porzellan aufwarten, was dieser jedoch voller Entrüstung über den geriebenen Berliner zurückweist.

Selbstverlegender Schiller, tritt vor! War es wirklich nur die Not um einen Verleger, die den Regimentsmedikus ohne Porteepe dazu veranlaßte, seine unsterblichen „Räuber“ auf eigene Kosten drucken zu lassen? Sollte er nicht neben dem Verlangen, sein Werk sofort gedruckt zu sehen, auch an eine Vermehrung seiner Subsistenzmittel gedacht haben, in der frischen, frohen Jünglingshoffnung, es winke ihm, nach Befriedigung des für die Drucklegung gefundenen Bürgen (hundert Gulden), ein Überschuß, groß genug, um des freundwilligen Herzogs und seiner gnädig leuchtenden Sonne entraten zu können? Wie wuchsen die Ballen von Druckbogen allmählich an, die in des Dichters einfachem Zimmer der Verfertigung harreten, um bald ganz Stuttgart in Aufregung zu versetzen! Ohne Zuthun eines Verlegers gingen anfangs die achthundert Exemplare in alle Welt, und wenn auch später Freund Schwan den Vertrieb übernahm, so ist doch im Grund genommen die schön und zierlich gedruckte, auch des künstlerischen Schmucks nicht ganz entbehrende (beati possidentes!) erste Auflage verlegerlos. — Auch später noch, im Lenzmonat 1785, als die

Notwendigkeit, Geld zu verdienen, Schiller dem Journalismus in die Arme getrieben hatte und der Rheinischen Thalia erstes Heft herzustellen war, ist er gewissermaßen Selbstverleger. Freilich, der veranschlagte Meingewinn von 800—900 Thalern jährlich wollte sich nicht einstellen, und der Hauptverdienst floß in anderer Sammelbeden. „Mannheim auf dasigem kaiserl. freien K.-Postamt . . .“ heißt es auf dem Titel, und von dieser Auslieferung (erschien doch im ersten Heft der unvergängliche Aufsatz: Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet) versprach sich Schiller goldene Berge. Der Kalkül schlug fehl. Bald mußte der Verdrossene seinen Freund Huber mit Vor-schubemühungen angehen, und nach einiger Zeit war alles im Sande verlaufen. —

Nun einen gewaltigen Sprung von Schiller zu Gutzkow! Jahr: 1837, Ort: Frankfurt am Main. Gutzkow redigiert den „Telegraph,“ doch der Absatz deckt nicht die Hälfte der Herstellungskosten. Auf die besondere Verfertigung des vor-trefflichen belletristischen Blattes an die Sortimenter bauend, mußte der nur auf seine Feder angewiesene Verlagschriftsteller, für den das infolge der Wenzelschen Denunziation gegen alle Bücher des jungen Deutschlands von Bundes wegen erlassene Edikt ein schwerer Schlag war, den geliebenden Frankfurter Buchhändler Streng, der für 50 Prozent die Kommission übernommen hatte, in verzweifelter Stimmung um einen Vor-schub angehen: der Erstgeborene sollte getauft werden, und es war kein Geld da, die Taufgäste mit Anstand eine Stunde zusammenzuhalten. Der Mann mit zugeknöpften Taschen gab die erbetenen fünfzig Gulden, doch sämtlich in Rollen von Sechsfreuzerstückchen. „Der Empfänger, der seine Hilfe von der altberühmten „Buchgasse“ auf den „Wall“ nach Hause trug, kam sich gedemütigt wie Correggio vor, als dieser seinen Ehrensold in Kupfermünzen empfangen hatte und unter der Last des Sackes, den ihn ein boshafter Käufer nach Hause zu tragen zwang, zusammenbrach.“ (Autobiogr.) In dem Selbstverlage sollte er keine große Freude erleben. Die Produkte der Bör-senhalle wurden eben eifrig gelesen, und Gutzkow hatte diesmal trotz seines großen litterarischen Spürsinns falsch gewittert. Sein Leben in Frankfurt war im wesentlichen eine ununterbrochene Kette von aufreibenden Kämpfen um seine Existenz. Immer schlug die Sorge „ihre Harpyientralen in die täglichen Berechnungen über wo aus und wo ein.“

Mag jetzt ein Philolog aufmarschieren, der berühmte Grammatiker und Thucydidesforscher K. W. Krüger (auch als Historiker nicht zu unterschätzen, wie seine „Geschichte der englischen Revolution unter Karl I.“ beweist). Wie viele Tausende und aber Tausende haben nicht auf den norddeutschen Gymnasien ihr typto, typteis, typtei mit heißem Bemühen aus dem kleinen Krüger gelernt, den freilich auch mancher jugendliche Hellenist dahin verwünschte, wo der Pfeffer wächst. Diesem eigenartigen, knorrigen Manne ist allerdings der Selbstverlag zum Segen ausgeschlagen, und in recht behaglichen Verhältnissen lebte er von 1838—1876 ganz von den Erträgnissen seiner vorzüglichen Arbeiten. In Weinheim an der Bergstraße hat er zuletzt sein gemütliches Heim gehabt und mit unermüdlichem Eifer an der Besserung seiner Schriften gearbeitet.

Soll ich Reuters erwähnen, der in Treptow um zwei Groschen die Stunde gab, bis er, in engeren Kreisen längst als vorzüglicher Erzähler bekannt, 1853 seine „Läuschen und Rimels“ in Anklam drucken ließ? Er hatte bekanntlich mit seinem Selbstverlage wenig Glück, und erst als er seine Werke Hinstorffs Obhut anvertraute, ging seine Volkstümlichkeit über die Grenzen des niederdeutschen Sprachgebiets hinaus, und sein Ruhm und Wohlstand waren begründet.

Schließlich sei noch Wilhelm Jordans erwähnt, der sein großes Epos „Die Nibelungen“ und viele seiner Schriften selbstverlegend zu verbreiten verstanden hat, wobei ihm freilich der Beifall, den das gebildete Publikum den Vorlesungen des Dichters allerorten spendete, Buchhändlercirculäre und dergleichen schier unnötig machte. Fast scheint es, als ob ein berühmter deutscher Romancier, der nun schon seit über dreißig Jahren die deutsche Lesewelt entzückt, gleichfalls zum Selbstverlage

gegriffen, doch steht es uns nicht zu, hierüber eine Meinung zu äußern, und Neugier thut niemals gut.

Luden, der große Historiker, ein Mann von hochfliegendem Idealismus, hat in seiner Schrift „Vom freien Geistes-Verkehr“ (1814) einmals den Satz aufgestellt, daß in dem Handel mit Ideen etwas Widersprechendes liege, das ein jeder fühle, das aber schwer aufzulösen oder zu beseitigen sein möchte. Ja, in dem sicheren Hafen einer Jeneiser Professur läßt sich's leicht Ideologe sein, und der äußerlich feine Weltmann — er trat immer im blauen Frack mit gelben Knöpfen auf — kannte die Welt doch nur von der Studierstube aus, denn nur auf dieser können so dunkle Orakelsprüche wie der obige gezeugt werden.



## Strafrechtliche Betrachtungen.

Von

Amtsrichter Eugen Schiffer.

### I.

Das Gesetz generalisirt, das Leben specialisirt. Dieses liefert die einzelnen konkreten Thatsachen, Begebenheiten, Zustände; jenes entnimmt ihnen die gemeinschaftlichen charakteristischen Merkmale, faßt sie unter einem gemeinsamen höheren Gesichtspunkte zusammen und giebt von demselben aus allgemeine Regeln.

Bei diesem Verfahren muß der Gesetzgeber mit Naturnotwendigkeit darauf verzichten, das ihm vom wirklichen Leben gelieferte Material bis in alle seine äußersten Besonderheiten zu erschöpfen. Denn diese Besonderheiten, diese individuellen Eigenheiten muß er eben bis zu einem gewissen Grade ausscheiden, um zur abstrakten, allgemeinen Regel zu kommen. Das Allgemeine und das Besondere sind begriffliche Gegensätze, welche niemals gänzlich ineinander aufgehen, einander decken können.

Wenn aber auch der Gesetzgeber um der Vollständigkeit seines Werkes willen nicht diesen Weg einschlagen, sondern versuchen wollte, durch eine reichhaltige Kasuistik die sämtlichen Erscheinungen des Lebens zu bezwingen, — wie dies besonders in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehrfach geschehen ist, — er würde sein Ziel doch nicht erreichen. Denn die schöpferische Kraft des realen Lebens ist reicher als alle Kunst des Gesetzgebers und spottet der fruchtbarsten Phantasie. Nie wird es gelingen, die möglichen Verschlingungen und Entwicklungen von Personen und Dingen auszudenken; immer neue, immer eigenartige Wellen wirft der Strom der Zeit auf. Vergebene Mühe, im einzelnen ihren Lauf und ihre Gestalt, ihre Kraft und ihre Dauer vorausbestimmen zu wollen; nur durch Abdämmung der Ufer und Ausschachten des Bettes, durch Schleusen und Gräben, durch Markzeichen und Scheidungen vermag der Mensch beherrschend auf sie einzuwirken.

Deshalb giebt es kein Gesetz und kann es keins geben, das auf alle Fragen des Lebens eine befriedigende Antwort bereit hätte; ein jedes weist Lücken und Mängel auf. Bald ist ein Thatbestand vollständig übergegangen, indem seine ihn kennzeichnenden Bestandteile im Gesetz überhaupt keine Berücksichtigung gefunden haben; bald treten diese Bestandteile in einer Verbindung auf, welche vom Gesetz nicht vorgesehen ist und die Entscheidung desselben als eine schiefe, den Grundsätzen der höheren Gerechtigkeit, der alles positive Recht zu dienen hat, nicht entsprechende erscheinen läßt: summum ius, summa iniuria.

Dies ist ein Mißstand, der seiner Natur gemäß übereinstimmend auf allen Gebieten des Rechts auftritt. Am unerträglichsten aber ist er auf dem des Strafrechts; denn nirgends ist die Volkseele empfindlicher als hier, da es sich um Leib und Leben, Freiheit, Ehre und Vermögen handelt. Wo der Schutz so wertvoller Güter oder der Eingriff in dieselben in Frage steht, läßt sich der einfache, gesunde Sinn des Volkes nicht mit dem Hinweis auf die Unvollkommenheit jedes Menschenwerkes abweisen; da verlangt das Volk in jedem Falle Übereinstimmung des Spruches, den der Richter auf Grund des Gesetzes fällt und vollstreckt, mit dem, was es seinem sittlichen Bewußtsein nach für Recht hält.

Diesem sehr natürlichen Verlangen entgegenkommend, hat der Staat wenigstens nach der einen Seite dafür Sorge getragen, die Folgen des Widerspruchs zu beseitigen, welcher sich im einzelnen Falle zwischen dem positiven und dem materiellen Recht offenbart. Nur nach einer Seite: nur dann nämlich, wenn dieser Widerspruch sich zu Gunsten des Angeklagten geltend machen läßt, greift der Staat ein — durch die Ausübung des Begnadigungsrechtes.

Das Begnadigungsrecht des Staatsoberhauptes gilt bei vielen lediglich als ein Ausfluß fürstlicher Milde, als ein irdisches Abbild göttlicher Barmherzigkeit; bei anderen als ein politisch außerordentlich wichtiges Reservatrecht der Krone, durch welches die Schicksale der Unterthanen an den Träger derselben persönlich geknüpft werden. Beide Auffassungen sind historisch wohl begründet und auch im Hinblick auf die Praxis nicht unberechtigt; aber sie erschöpfen das Wesen ihres Gegenstandes keineswegs. Wenn es sich bloß um sentimentale oder selbst politische Rücksichten handelte, so würde ein derartiges Überbleibsel aus der Zeit des Absolutismus sicherlich durch die Stürme der Revolutionen mit hinweggefegt worden sein; denn es schlägt einem der vornehmsten Grundsätze der durch dieselben eingeführten Neuzeit, dem Grundsatz von der Achtung vor dem Gesetze und der Unabhängigkeit des Richteramtes, geradezu ins Gesicht und öffnet dem Mißbrauch, der Willkür Thür und Thor. Thatsächlich aber ist es ein, wenn gefährliches, so doch ebenso unentbehrliches Werkzeug und Glied der Rechtsordnung selbst. Es ist eben das Mittel, die Handhabung des Strafgesetzes mit der allgemeinen Rechtsüberzeugung so weit in steter Übereinstimmung zu halten, als letztere sich im Gegensatz zu ersterem für den Angeklagten erklärt. Wohl wird es in dieser Richtung auch dazu verwandt, Fehler der Praxis, Fehler also, welche nicht sowohl im Gesetz, als in der Anwendung desselben liegen, wieder gut zu machen — und erfüllt insofern die Aufgabe eines höchsten Gerichtshofes; sein eigentlicher, seine Existenz überhaupt rechtfertigender Beruf aber ist es, die Härten des Gesetzes selbst auszugleichen — und in der Ausübung desselben stellt es eine Thätigkeit der Gesetzgebung dar, welche deshalb mit gutem Recht in die Hände des höchsten Repräsentanten der letzteren gelegt ist.

Damit erledigen sich auch die im Publikum vielfach diskutierten Fragen, ob die Gnade nur auf Antrag gewährt werden dürfe, ob der Verurteilte ein Recht auf die einmal ausgesprochene Strafe habe oder auch gegen seinen Willen begnadigt werden könne und dergleichen; denn nicht so sehr um des Angeklagten willen wird das Begnadigungsrecht ausgeübt als um der Gerechtigkeit willen; das Begnadigungsrecht ist in gewissem Sinne eine Pflicht, wie das gesamte Strafrecht des Staates zugleich Strafpflicht ist.

Das Begnadigungsrecht also bildet das Korrektiv, welches im Gesetz selbst gegen die Mängel des Gesetzes vorgehen ist.

Neben diesem gesetzlichen Sicherheitsventil giebt es nun aber noch ein anderes Organ unserer Rechtsordnung, welches die gleiche Funktion in noch allgemeinerem Umfange übernimmt — freilich ohne hierzu bestimmt zu sein: das Laienelement im Richtertum.

Der Schöffe und der Geschworene sind an sich genau ebenso wie der Berufsrichter ausschließlich berechtigt und verpflichtet, das Gesetz anzuwenden. Thatsächlich aber machen sie der Regel nach da, wo das geschriebene Recht ihrem Rechts-

gefühl nicht entspricht, dieses, nicht jenes zur Grundlage ihres Wahrpruchs; nicht das bestehende Recht bringen sie zur Anwendung, sondern schaffen neues Recht.

Der Laienrichter ist nun einmal fast durchweg der Meinung, er habe nicht — wie er sich ausdrückt — „nach dem Buchstaben des Gesetzes,“ sondern „nach dem gesunden Menschenverstand,“ „nach Recht und Billigkeit“ zu urteilen; um „bloß“ das Gesetz zu handhaben, brauche man ihn nicht — dafür reiche der gelehrte Richter aus.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet er seine richterlichen Pflichten, deren gewissenhafte Erfüllung er eidlich gelobt hat; von ihm aus macht er sich nach Art der alten Volksgerichte zum Richter und Gesetzgeber in einer Person, indem er bald mittelbar, bald unmittelbar das bestehende Recht bricht. Bald hält er nämlich seinen Spruch zwar in formaler Übereinstimmung mit dem Gesetze, wendet dasselbe aber auf einen ihm nicht zugehörigen Fall an — so, wenn er den des Mordes überführten Angeklagten nur des Totschlages schuldig spricht, um ihn der Todesstrafe zu entziehen —, bald verstößt er ganz geradwegs und unverhüllt gegen das Gesetz — so, wenn er den Angeklagten wegen Diebstahls verurteilt, aber nur mit einer, im Gesetz nicht vorgesehenen, Geldstrafe belegt.

Auf diesem Wege kommen zum nicht geringen Teile die „Fehlurtheile“ der Schwur- und Schöffengerichte zu stande. Dieselben beruhen alsdann nicht auf einer falschen Auffassung des Strafgesetzes, sondern auf einer falschen Vorstellung von der Stellung und Aufgabe des Richtenden, und stellen in gewissem Sinne thatsächlich eine Art Volksrecht gegenüber dem geschriebenen Juristenrecht dar.

Es giebt manche, die um dieses Erfolges willen geneigt sind, über die Art und Weise hinwegzusehen, wie er erreicht wird. Aber niemand wird leugnen, daß jede Möglichkeit, die allgemein gültige Norm zu Gunsten eines Einzelfalles außer Kraft zu setzen, eine die schwersten Gefahren in sich bergende Anomalie unserer Rechtsordnung ist. Welche Handhabe liefern das Begnadigungsrecht und das Laienrichtertum in politisch erregten Zeiten der Willkür und der Leidenschaft! Und doch geben gerade solche Zeiten und nicht die Perioden der Ruhe, in welchen die Gegensätze schweigen, den Prüfstein ab für den inneren Wert und die Haltbarkeit der staatlichen Ordnungen. Aber auch in gewöhnlichen Zeitläuften sind alle Eingriffe in die strikte Anwendung des Gesetzes nur geeignet, das Ansehen der Rechtspflege zu schmälern. Und wenn solche Eingriffe nun einmal notwendige Übel sein sollen, so drängt doch alles dahin, den Herrschaftskreis derselben nach Möglichkeit zu beschränken.

Aber diese Übel, diese Eingriffe selbst liefern uns die besten Mittel hierzu. Es gilt mit steter Aufmerksamkeit zu prüfen, wo dieselben den Rahmen des Einzelfalles, der individuellen Besonderheit verlassen und sich zu generellen Abweichungen vom geschriebenen Recht ausweiten. Ist letztere Voraussetzung in einem gewissen Umfange erfüllt, so ist damit der ordentliche Weg moderner Rechtsbildung, der Setzung allgemeiner Normen, des Gesetzes — wieder frei gegeben. Eine Abänderung oder Ergänzung des geschriebenen Rechtes, entsprechend der in wiederkehrenden Einzelfällen gleichmäßig kundgegebenen Rechtsanschauung der Allgemeinheit, enthebt alsdann sowohl die in steter Fühlung mit derselben bleibende Justizverwaltung als den unmittelbaren Vertreter derselben, den Laienrichter, der peinlichen Aufgabe, im einzelnen Recht zu schaffen, in Widerspruch zum Gesetz und auf Kosten desselben. Zweifellos bergen die Akten des Justizministeriums reichliches Material für solche Untersuchungen; aber daß auch außerhalb der amtlichen Centralstelle dem aufmerksamen Beobachter Anregungen zu denselben sich darbieten — das mögen die folgenden Beispiele zeigen.

(Schluß folgt.)



## Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Friedrich Spielhagen.

¶

(Fortsetzung.)

Wir fuhren — der Vater und ich — von dem Bagger, der wohl eine halbe Meile weiter in See lag, in einem Boote nach der Insel zurück. Der Vater saß am Steuer; der eine Bootsmann hockte müßig im Vordertheil; ich hatte, wie es meine Gewohnheit war, mir sein Ruder (seinen „Riemen,“ um in der pommerischen Schiffersprache zu reden) erbeten und hielt sicheren Takt mit dem anderen Bootsmann an meiner Seite. Der Vater hatte gemeint, ich würde es wohl nicht lange treiben, denn es war ziemlich starker Seegang und insofgedessen das Rudern keine leichte Arbeit. Der Zweifel hatte meinen Ehrgeiz geweckt: ich war entschlossen, bis wir das Ziel erreicht, das Ruder nicht wieder aus der Hand zu geben. Aber ich fand nach einiger Zeit, daß ich meiner Kraft doch wohl zu viel zugemutet. Die Arme begannen mir zu erlahmen; das Herz fing an, dumpf zu schlagen, der Atem zu fliegen. Ich wollte meine Schwäche nicht eingestehen, nicht thun, was mir niemand verdacht hätte, jeder als selbstverständlich angesehen haben würde, zumal der Vater, der übrigens, in Gedanken verloren, still am Steuer saß und für die Zeit meiner gar nicht achtete. Endlich glaubte ich, nicht mehr zu können. Schon hatte ich den Kopf über die rechte Schulter gewandt, dem Matrosen vorn im Boot zuzuwinken, er möge mir das Ruder abnehmen, als der an meiner Seite sagte: „Jung' Herr, remen Se tau, säst segelt uns de Swed' am End' noch äwer!“ (Junger Herr, rudern Sie zu, sonst segelt uns der Schwede am Ende noch äber.) Aufblickend sah ich ein großes Fahrzeug unter vollen Segeln, das ich wohl schon vorher bemerkt, auf dessen Näherkommen ich aber nicht weiter geachtet hatte, dicht hinter uns. Aus der phlegmatischen Ruhe, mit welcher der Matrose die Worte gesprochen, hörte ich deutlich heraus, daß er, der stundenlang zu rudern gewohnt war, in der mir zugemuteten Leistung nicht nur nichts Besonderes, vielmehr ein einfach Selbstverständliches sah. Und gerade dieser, wie aus dem ehernen Munde der Notwendigkeit kommende Ton traf mich ins Innerste. Es war kein Bravourstück, was ich da vollführte, es war das Gemeine, Alltägliche, von dem Augenblick nur noch etwas dringender Geforderte. Ich schämte mich meines Kleinmuts, meiner Schwäche, biß die Zähne aufeinander und — war es der Anhauch des Willens, der den letzten Funken von Kraft in mir wieder zur Flamme anblies, hatte ich die erste peinliche Ermüdung der ungewohnten Arbeit gerade in diesem Augenblick überwunden und durfte die von der Schmerzenslast befreite Kraft frei spielen lassen — ich „ruderte zu,“ ruderte weiter in Zug und Tempo, wie sich's gehörte, die noch übrige, recht bedeutende Strecke, bis der Kiel des Bootes knirschend auf den Sand der Insel stieß.

Die Moral dieser Geschichte liegt für jeden auf der Hand. Wer von uns wäre in seinem Leben nicht schon in dem Falle gewesen, seine Kraft, deren letzten Rest er eben aufgebraucht glaubte, an eine neue Aufgabe setzen zu müssen? Und die er dann — zu seiner eigenen Verwunderung — doch bewältigte. Ja, in dem Leben aller, die sich, so oder so, ihre Ziele hoch

gesteckt haben, ist der Fall keine Ausnahme, sondern konstituiert die Regel. Für sie gilt das Wort, das die vom unaufhörlichen Kriegsdienst heimgekehrten römischen Plebejer klagend riefen: sine missione nascimur — wir werden geboren, um ohne Urlaub unser Leben hinzubringen. Aber es ist oder sollte wenigstens in ihrem Munde keine Klage sein. Sie sind oder sollten stets des Schillerschen Wortes eingedenk sein, daß „nur Beharrung zum Ziele führt,“ und jenes andern, daß „der Mensch mit seinen größern Zwecken wächst.“ Zu wünschen wäre freilich jedem, es möchten diese Wahrheiten, die man, wenn man sie hört und liest, nur zu leicht in den Wind schlägt, ihm, wie mir, bei irgend einer Gelegenheit so drastisch zu Gemüte geführt werden, daß sie ihm für den Rest seines Lebens in Fleisch und Blut übergehen.

Indem ich das Theater mit seinen feststehenden Coulissen, auf welchem sich meine Jugend abspielte, zu schildern versuche, bemerkte ich die Lücke in der Schilderung meines Entwicklungsganges zwischen dem halben Kinde, das an jenem Maiabend in Stralsund ankam, und dem halbwüchsigen Ruderer auf den pommerischen Gewässern. Ich muß nun den Leser bitten, wieder ein paar Schritte zurückzugehen, schon deshalb, weil, wenn ich besagte Lücke offen lasse, er nicht wohl verstehen dürfte, warum der Bursch, dem es das Meer so angethan hatte, nicht demnächst als Schiffsjunge in die weite Welt geht. Der Wunsch dazu aber ist mir nie gekommen, oder doch höchstens in der Schattengestalt unbestimmter Sehnsucht. Und so muß denn wohl die kleine, enge Welt, die mich umgab, vorderhand wenigstens mir soviel Anziehendes, Fesselndes, die junge Seele Füllendes geboten haben, daß ich mit Geist und Gemüt in sie eingebannt blieb.

Überlege ich aber, was mich in diesen jungen Jahren zuweilen angezogen, geistig und sittlich erzogen hat, so muß ich das Bekenntnis ablegen: die Schule ist es nicht gewesen. Ich bin im Leben manchen begegnet, der mit liebevoller Erinnerung an seiner Schule hing, diesem oder jenem seiner Lehrer nachrühmte, von ihm so wirksam beeinflusst worden zu sein, daß er die Richtung, welche seine Entwicklung genommen, auf jene frühen starken Anregungen zurückführen mußte. Ein solches Glück ist mir nicht zu teil geworden. Die Schule ist mir keine Stiefmutter, aber auch ebenso gewiß keine alma mater gewesen. Sie hat mir ohne Haß und Liebe das Durchschnittsbrot gereicht, und kaum das, denn es war nicht selten von weniger als mittelguter Qualität. Dem einzigen meiner Lehrer, an dem ich mit aufrichtiger Liebe hing, und der auch mich in seiner Weise lieb hatte, fehlte es leider an der rechten pädagogischen Leidenschaft, ohne die sich freilich keiner mit der Leistung und Zurechtweisung einer irrenden und schwankenden jugendlichen Seele belastet.

Vorläufig hatten mich die Eltern wieder in eine Vorbereitungschule geschickt, in der ich bleiben sollte, bis ich das für das Gymnasium nötige Alter erreicht haben würde. Einen anderen Zweck konnten sie damit kaum verbinden. Denn was Herr Kommet — so hieß der gute Mann — den ihm anvertrauten Kindern lehrte, wußte ich bereits bis etwa auf die lateinischen Deklinationen, mit denen er seinen Kursus abschloß. Der geistige Schlendrian, zu dem sich der Knabe so verurteilt sah, war gewiß nicht geeignet, die rechte Lernfreude in ihm wach zu erhalten, um so weniger, als sich jezt bei ihm, dem man um ein paar Jahre zu früh Fibel und Schiefertafel in die

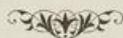
zarten Hände gedrückt, eine leicht begreifliche Reaktion geltend machte. Er fing an, in der Schule ein Übel zu sehen, das ihm, wie die Dinge lagen, nicht einmal als ein notwendiges erscheinen konnte.

Aber der Geist ist eine Kraft, die, bis sie gebrochen oder zerbrochen ist, nicht ruhen kann. Wird ihr der Stoff vorenthalten, an dem sie sich zweckmäßig bethätigen würde, sucht sie sich dafür, wie es eben geht, zu entschädigen. Hier pflegt sich dann für einen lebhaften Knaben der Weg zu öffnen, der ihn mehr oder weniger tief in das Gebiet der sogenannten dummen Streiche führt; und es geht die Sage, daß der Junge, der sich eine erkleckliche Zahl besagter Streiche nicht zu Schulden kommen ließ, keine Anwartschaft habe, ein tüchtiger Mann zu werden. Dann habe ich diese Anwartschaft verzehret, man müßte denn auch Stücke, die ohne eine gewisse Kühnheit, ja Wahlgaligkeit nicht zu leisten sind, — wie jenes, von dem ich oben erzählt, — zu der ominösen Kategorie rechnen. Es mochte von dem „alten Männeken,“ das sonst äußerlich verschwunden war, doch etwas in mir stecken geblieben sein: eine gewisse Ehrbarkeit des Betragens; die tiefe Scheu, sich durch Ungebühr irgend einer Art etwas zu vergeben und gerechten Tadel herauszufordern; die völlige Unfähigkeit, jemand, mochte es selbst ein unfähiger, von allen gehänselter Lehrer sein, absichtlich wehe zu thun, ja, ihm nur einen Schabernack zu spielen. Will man einen Knaben der Art einen Duckmäuser nennen, so muß ich es mir gefallen lassen und das Verdikt durch den Umstand erhärten, daß ich durch eine Schule, in der der Stock bis in die Oberquarta fürchterlich geschwungen wurde, gegangen bin, ohne jemals auch nur den leisesten Schlag zu erhalten. Ist aber ein anderer geneigt, ein derartiges sittiges Betragen lobenswert zu finden, so kann ich mir wiederum persönlich das Lob nicht anrechnen, da, mich so zu geben, einfach in meiner Natur lag, und gegen alle Welt, alt oder jung, vornehm oder gering, wenn nicht freundlich, so doch höflich zu sein, mich niemals auch nur die mindeste Anstrengung gekostet hat.

Jeder Beobachter und — was wohl dasselbe ist: Liebhaber von Kindern wird immer aufs neue erstaunen über die unendliche Verschiedenheit der Begabung, welche sie zu ihren Spielen mitbringen. Da giebt es wahre Spielgenies; andere bewegen sich in allen Graden des Talentes abwärts bis zur völligen Unfähigkeit, sich die Welt zu erschließen, die jenen glücklicher Ausgestatteten so köstlich offen liegt. Ich würde mir sicher von dieser Welt meinen redlichen Anteil genommen haben, hätte man mich zu einer meinen Jahren und meiner geistigen Entwicklung gemäßen Arbeit angehalten; nun das nicht der Fall war, wurde das Spielen ein Zeitvertreib, dem ich mit Vorliebe, ja Leidenschaft nachhing. Eine weitläufige Wohnung, die wir in diesen Jahren inne hatten, und die sonst vieles zu wünschen ließ, — denn sie war kalt, dunkel und partizipierte in ungebührlichem Maße an den berechtigten Eigentümlichkeiten der Stralsunder Häuser: dem Grundwasser in dem Keller und den Ratten auf den Böden, — bot im übrigen ein unübertreffliches Spielrevier. Da war ein Hof mit Holzraum, Waschküche, Pferde stall und Wagenremise; da war ein für städtische Verhältnisse großer Garten mit alten, hohen Bäumen, Lauben und Gartenhaus. Vor dem Hause, das man mit seinen Nebengebäuden und Zugehörigkeiten wohl ein Gehöft nennen konnte, dehnte sich der „Neue Markt,“ mit dem der Garten durch eine Thür in Verbindung stand, und der bei abendlicher

Weile bequem in das Spielfeld gezogen werden mochte; ebenso wie ein melancholisches Stück des Kirchhofes der Marienkirche, in deren Schatten das Haus lag. Daß ein Terrain, wie dieses, auch von anderen Knaben in seinem Bollwerk für Spielzwecke geschätzt wurde, bewies die zahlreiche Schar, die sich an Sonn- und Feiertagen hier um uns zusammensand. Über die Schar aber herrschte ein für allemal der älteste meiner Brüder, nicht weil er herrschsüchtig oder auch nur der älteste, sondern weil er eines jener Spielgenies war, wie sich unter tausenden von Knaben je zuweilen eines findet. Und es war nicht nur die Erfindsamkeit an ihm zu bewundern, mit der er neue Spiele zu erfinden und alten eine neue Seite abzugewinnen wußte, sondern vor allem das Geschick, der Takt, mit dem er uns zu leiten, der Geist der Ehre und Ritterlichkeit, mit dem er die Gemüter der Besseren zu erfüllen und selbst die roheren Seelen zu bändigen verstand. Dabei war der Kodex, an dem er festhielt, noch einfacher als der uns von Herodot überlieferte der alten Perser; denn er bestand nur aus zwei Sätzen. Der eine lautete: Du sollst tapfer sein; der andere: Du sollst die Wahrheit sprechen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß er selbst in der strengen Erfüllung dieser Gebote uns allen, ein leuchtendes Beispiel, voranging. Und so beiferte sich denn jeder, ihm auch hierin zu folgen, der eine aus Überzeugung, der andere aus Furcht vor Schmach und Strafe; denn wer sich auch nur einmal als Feigling oder Lügner entpuppt hatte, wurde unerbittlich aus den Reihen gestoßen. Ich darf mich rühmen, ein gläubigster Jünger meines Propheten gewesen zu sein; und so ist es mir eine liebe Pflicht, an dieser Stelle dem Guten, Anspruchslosen nachträglich meinen brüderlich herzlichen Dank zu sagen für die herrlichen Stunden, die ich an seiner Seite unter seiner Leitung verspielte, und den moralischen Gewinn, welchen ich für die Zeit meines Lebens aus seinem Umgang und Beispiel schöpfen durfte.

(Schluß folgt.)



## Die Berliner Kunstausstellung.

Von

Dr. A. G. Meyer.

II.

Im letzten Jahrzehnt ist unseren Historienmalern wiederholt vom Staate selbst Gelegenheit zu kraftvoller Entfaltung ihres Könnens geboten worden: in den ausgedehnten Bildercyklen an hervorragender Stätte beginnt die Monumentalmalerei langsam ihre königlichen Rechte wieder zur Geltung zu bringen. Albert Baur's Darstellung der Geschichte der europäischen Seidenindustrie für das Textilmuseum der Königl. Webeschule in Grefeld bezeichnet auf diesem glücklichen Wege einen zwar nur bescheidenen, aber immerhin beachtenswerten Schritt. Die rein malerischen Vorteile des Stoffes sind trefflich verwertet. Trotz des durch die Technik selbst bedingten Mangels fatter, leuchtender Töne fesseln die großen Bilder durch ihre koloristische Frische. Auch die Komposition ist tadellos und enthält prächtige Einzelgruppen. Dennoch fehlt auch dieser Schöpfung das warme Leben, herrscht eine bühnengerechte Auffassung zu stark vor. Das Ganze wirkt mehr dekorativ als monumental. — Noch weit fühlbarer bleibt in ähnlichem Sinne R. Böhm hinter der selbstgewählten großen Aufgabe zurück. Gleichsam als ein romantisches Gegenstück zu Hellquists „Überführung der Leiche Gustav Adolfs“ schildert er den Abzug der Goten

mit der Leiche des Tejas nach der Schlacht am Besuv. Felix Dahms schwungvolle Erzählung tritt sichtbar vor Augen. Den pathetischen Charakter hat sie bei dieser Auferstehung gewahrt, ihre Lebendigkeit aber hat gelitten. Hauptgrund hierfür ist die mangelhafte Durchbildung der einzelnen Figuren. Übernatürliches Maß, uralte Glieder, und Haare von unmöglicher Farbe mögen mit der poetischen Wahrheit jener Gestalten immerhin vereinbar sein; Muskeln und Adern aber, die aus Holz geschnitten scheinen, Nacken, die aufgeblasenen Tricotstücken gleichen, sind es nicht mehr. Als Karton in Kreidezeichnung würde das Bild weitaus besser wirken. — In Ernst Hildebrandts dekorativem Gemälde „Luther auf dem Reichstag zu Worms“ wird ein realer Ton kräftig angeschlagen. Sein Karl V., seine Kurfürsten sind getreue historische Porträts, naturwahre Gestalten von Fleisch und Blut; die Hauptfigur aber bleibt völlig wirkungslos. — Luther trat vor den Reichstag als der volkstümliche Träger einer allgewaltigen Idee: ein Bild, welches dies völlig verkennen läßt, hat seinen Zweck verfehlt. Das eigenartige Breitenformat nimmt dem Gemälde vollends eine günstige Wirkung. Diese Mißstände sind um so bedauerlicher, als Einzelheiten, sowie das innig empfundene kleine Bild „Königin Luise auf der Flucht nach Memel“ die hohe Begabung der Künstler für das historische Stoffgebiet von neuem bezeugen. Das Hauptwerk im Bereich des letzteren auf der diesjährigen Ausstellung, Otto Brausewetter's großes Gemälde „York's Ansprache an die ostpreussischen Stände am 5. Februar 1813,“ war nur ein zeitweiliger Gast. Man mag gegen dieses bekannte Bild vom koloristischen Standpunkt berechnigte Bedenken erheben: die innere Kraft seiner künstlerischen Sprache bleibt der vollen Anerkennung allezeit gewiß. Auch Th. Kocholl's aus der Magdeburger Galerie entlehnte „Episode aus der Schlacht von Bionville“ hat in der neuen Umgebung seinen Ruhm vollauf bewahrt. Einen besonders glücklichen Griff in den Schatz nationaler Stoffe that H. Prell. Leopolds von Dessau Verhältnis zur Annaliese wird stets ein liebenswürdiges, volkstümliches Thema bleiben, und wenn es mit so frischem Humor und tüchtigem Können behandelt wird, wie hier, der freudigsten Aufnahme gewiß sein. Prell hat den fast schon seltenen Mut, die naturwahren, buntesten, grellen Farben led und flott auf die Leinwand zu werfen. Schade nur, daß er ihre fröhliche Gesamtwirkung häufig, und so auch hier, durch einen trockenen, freidigen Grundton beeinträchtigt. — Gemälde, welche auf die beiden weltgeschichtlichen Ereignisse des verfloßenen Jahres Bezug nehmen, sind nicht zahlreich. Mit Ferdinand Kellers, den Manen Kaiser Wilhelms I. geweihten Schöpfung, vermag sich Werner Schuch's Apotheose Kaiser Friedrichs nicht zu messen. Gelangte dort das malerische Element vielleicht zum Wort, so tritt hier eine in ihrer künstlerischen Gestaltung ungesunde Symbolik zu stark hervor. Nicht die Ausführung, sondern das zu Grunde liegende Programm, an welchem die künstlerische Phantasie zu geringen Anteil nahm, hat dies verschuldet. Der Kaiser in seiner vollen Manneschönheit, in Kürassieruniform, vom Hermelin umwallt, die Augen gen Himmel gerichtet, einen Lorbeerkranz in der Linken, auf völlig ruhig stehendem, edlem Ross; ringsum dunkles Gewölke, unten vier gewaltige Adler mit Kronen und Palmenzweigen, — in der Beschreibung scheint diese Darstellung ihre hohe Aufgabe trefflich zu lösen; greifbar, in lebendigen Farben verkörpert, tritt der innere Widerspruch zwischen einer naturwahren und einer allegorisierten Auffassungsweise zu scharf vor Augen. Tiefster Grundton und monumentaler Charakter bleiben auch mit einer volkstümlichen Darstellung vereinbar, und es bedarf nicht erst einer Wolkenregion, um einem Bilde Kaiser Friedrichs weichevolle und ergreifende Wirkung zu sichern. Die malerische Durchführung selbst ist von bewährter Vollendung. — W. Dörings sorgfames, für Karlsruhe ausgeführtes Porträt erfüllt seine Aufgabe, ohne doch auf höhere Bedeutung Anspruch erheben zu können. Die dritte Darstellung des dahingeshiedenen Herrschers, G. Koch's der Ausstellung erst vor kurzem einverleibtes Gemälde „Die einzige Heerschau Kaiser Friedrichs III.“ gleicht einer in Farben aus-

geführten Momentaufnahme. Die Kälte des Kolorits wirkt geradezu ernüchternd auf den Beschauer. Fast will es scheinen, als habe der Künstler auf dem neuen Hauptgebiet seines Schaffens die Fähigkeit zu feinerer psychologischer Charakteristik bei kleinerem Maßstab eingebüßt. Auch Th. Kochs „Letzte Heerschau Kaiser Wilhelms I.“ (Stettin 1887) trägt das Gepräge eines Momentbildes, aber mit größerem Glück, weil der Farbton gesättigter und weicher ist. G. Bleibtreu verleiht seinen Porträts Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks mit gewohnter Meisterschaft die Unmittelbarkeit und Frische einer auf dem Schlachtfeld schnell entworfenen Skizze. — Das neben der erwähnten Darstellung G. Kochs einzige Gemälde, auf welchem man die Gestalt Kaiser Wilhelms II. begrüßt, F. Falts „Rückkehr von der Bärenjagd bei Fürst Radziwill in Nieswitz 1888,“ gehört teils dem Gebiet des Genres, teils dem der Landschaftsmalerei an und verdient in dieser doppelten Beziehung gleiches Lob.

Die Gruppe der Genredarstellungen zeigt das traditionelle Gesamtbild: eine große Anzahl von Durchschnittsarbeiten, welche ihre Aufgabe als Wandschmuck in vornehmeren Hause trefflich lösen, — von künstlerisch, und vollends von inhaltlich bedeutenden Arbeiten nur eine winzige Schar. — An einer eigenartigen, in der Kunstgeschichte völlig ungewöhnlichen Einseitigkeit krankt unser modernes Sittenbild! Von dem gesunden Prinzip der modernen Bühne, dem Zuschauer im Spiegel der Kunst seine ureigene Welt und Lebenssphäre zu zeigen, ist die Malerei noch weit entfernt: die zeitgenössischen Gestalten der höheren Gesellschaftsklassen scheinen aus dem Genrebild nahezu gänzlich verbannt. Nur ausnahmsweise gönnt ihnen hier ein besonders pointierter Gedanke oder ein Wit kümmerliche Existenzberechtigung. Die Schar unserer Künstler vor der modernen Gesellschaftstracht hat über den „Städter“ in seiner typischen Bedeutung auf dem Gebiet des Sittenbildes die Acht gesprochen. Wer Lust und Leid unserer Tage zu Herzen gehend schildern will, wendet sich von ihm ab und entlehnt die Träger seiner Idee allenfalls der Gestaltenwelt des Handwerkes und des Proletariats, zumeist aber dem Land- und See-Leben, wenn er es nicht vorzieht, seine Darstellung in das historische Gewand vergangener Zeiten zu hüllen. — Der einzige unter unsern Malern, der hierin für das ernste Genrebild kraftvoll und zielbewußt Wandel schuf, Ludwig Bokelmann, ist auf der Ausstellung nur durch Arbeiten anderer Gattung vertreten, und sein bekanntes treffliches Gemälde „Nordfriesisches Begräbnis“ läßt eine Klage hierüber kaum zu. Dagegen haben einige jüngere Maler lebenswürdigen Humor ausnahmsweise mit modischer Tracht verbunden. An ihrer Spitze steht H. Vooschen. Sein kleines Bild „Herzleidend“ — eine besorgte Mutter vom Schlage der Frau Buchholz befragt einen schneidigen, jungen Arzt über das angebliche Herzleiden ihres heiratsfähigen Töchterleins — gehört zweifellos zu den besten Arbeiten der Ausstellung. — Unter den übrigen Genrebildern modernen Lebens in üblicher Auffassung sind Egitto Lauerottos „I pia bravi,“ Ludwig Knaus' Schwarzwaldbaum und Carlos Grethes Matrosenbild durch lebensvolle Charakteristik, D. Kirbergs „Zu jung,“ F. Brütts „Prozeßbauer“ und A. Erdelts, im Geiste Eduard Meyerheims entworfenen Bildchen „Schwierige Aenderung“ durch ihren fröhlichen Humor besonders ausgezeichnet. — Vor vielen Genredarstellungen hat man das Gefühl, als habe der Künstler selbst lediglich seine technische Fertigkeit zeigen wollen, und den Zwang, seinem Werk auch eine inhaltliche Bedeutung zu geben, als notwendiges Übel empfunden. Knut Ekwall's Hauptbild auf der Ausstellung wäre als Wiedergabe des Zimmers eines vornehmen Jagdfreundes meisterhaft: die trotz ihres frühen Gesichtes einer Holzgruppe gleichende Mädchengestalt mit dem Blumenstrauß verhilft dem Gemälde zu seinem genrehaften Titel: „Sein Geburtstag“ nur auf Kosten des künstlerischen Wertes. A. Dieck schildert in seinem doppelseitigen „Kleinode des Hauses“ die Eisenfiguren und Gesteine des Käftchens sowie den Brokatstoff und das Pelzwerk am Gewand der Trägerin weit aus wahrer als diese selbst. Nur auf wenigen Werken eint

sich treffliche Stoffmalerei mit feiner psychologischer Charakteristik gleichwertig zu einem harmonischen Ganzen. Die beiden Hauptstücke dieser kleinen Gruppe, Karl Beckers „Lachende Erben“ und J. Hamzas „Einzug der Braut“ atmen gemeinsam den Duft und Zauber des Rokoko. Becker hat sein hohes koloristisches Talent kaum je mit größerem Glück verwertet. Nur in der üppigen Schönen im Vordergrund begrüßt man eine aus früheren Werken des Künstlers bekannte Gestalt, alle übrigen zahlreichen Figuren sind als mustergültige Typen unmittelbar für die Darstellung selbst erschaffen: prächtige Akteure einer Lustspielscene im Geiste Molières. Ebenso ist J. Hamzas Gemälde nicht nur ein Werk von seltener miniaturartig feiner Ausführung, sondern ein Sittenbild in des Wortes bester Bedeutung. — Auch Paul Meyer-Mainz hat sich in seiner „Matinée“ eine ähnliche Aufgabe gestellt und sie mit Glück gelöst. W. Amberg's schon allbekanntes Bild „Am Parkgitter“ darf in der Reihe seiner Schilderungen der Werther-Zeit vielleicht auf die hervorragendste Stelle Anspruch erheben: lieblicher hat er das weibliche Ideal dieser Periode kaum je zuvor verkörpert. Unter den übrigen weiblichen Idealfiguren der Ausstellung herrscht meist eine süßliche Unnatur. Jedemfalls vermag sich keine mit dem prächtigen jungen Geschöpfchen zu messen, das P. Geiger in der Lagunenstadt erschaute und mit köstlicher Frische auf die Leinwand bannte. Diese kleine Kofette darf selbst E. v. Blaas' mit Recht berühmter „Ninetta“ zur Seite treten. Daß wir sie hier, sicherlich ihrem Wunsch gemäß, bereits zu den „Erwachsenen“ zählen, leistet ihrer Kofetterie keinen allzu gefährlichen Vorhub, denn auch in der ungewöhnlich großen Schar lebenswürdiger Kinder gestalten gehörte ihr zweifellos der Preis.

Die Porträtmalerei enthält neben vielem Guten ein Meisterwerk: Julius Schraders Bildnis des Oberbürgermeisters von Köln, auf welches das dortige Rathaus in der That stolz sein darf.

Sehr reich, wie stets, ist die Gruppe der Landschaften. Hier gewährt die stattliche Höhe der Durchschnittsleistungen der Kritik einen strengeren Maßstab als auf den übrigen Gebieten. — Unsere Landschaftsmalerei hält den Pfad, der sie zu internationalem Ruhme führte, wacker inne: fast überall treffliche technische Schulung, bis ins kleinste sorgsame, liebevolle Durchführung! Und dennoch übt unter all diesen fleißigen, tadellosen Arbeiten nur eine ganz geringe Zahl eine bedeutende Wirkung. — Den lieblichen Frieden über Feld und Au, Waldeinsamkeit und stille Weiche, Sonnenuntergang und schweigende Mondnächte, freundliche Dörferchen und Städtlein wissen unsere Landschaftler mit poetischem Empfinden glücklich zu schildern. Auch die ruhige Majestät der Gletscherwelt hat sich einigen Auserwählten prächtig geöffnet. Aber auf einen Wiederhall jener machtvollen Sprache der Natur, die das Menschenherz erbeben läßt, des hohen Liebes von des Weltalls unvergänglicher Herrlichkeit lauscht man meist vergeblich. Es geht durch die Mehrzahl dieser Werke ein kleinlicher Zug; sie erscheinen keineswegs nur auf W. Brökers winzigen Bildtäfelchen den Miniaturen innerlich verwandt. Die Jagd nach wirkungsvollen Motiven, die einige Künstler zu den seltsamsten Naturbildern fremder Weltteile führte, andere selbst in die gefährlichen Gefilde der Romantik verlockte, ist im obigen Sinne aussichtslos, denn jene Schwäche beruht bei den meisten Bildern weniger in dem erwählten Stoffe selbst, als in der Auffassung. — Immerhin bildet die Landschaftsmalerei den an trefflichen Arbeiten weitaus reichsten Teil der Ausstellung.

Wie bereits hervorgehoben wurde, hat die Abteilung der Aquarelle und Pastells größere Ausdehnung erhalten als zuvor. Daß die Dresdener Aquarellausstellung von 1887 beide aus ihrer früheren Aschenbrödelrolle öffentlich befreite, ist mit rückhaltloser Freude zu begrüßen. Für eine stattliche Gruppe künstlerischer Aufgaben bieten die Wasserfarben und der Pastellstift die weitaus glücklichsten Darstellungsmittel. Warum aber weist man bereits geflissentlich alle charakteristischen Vorteile, welche diese Technik gewährt, von sich, indem man von beiden verlangt, was sie ihrer Natur gemäß nicht

zu lösen vermögen? Man erstrebt ein falsches Ziel, wenn man ihr Ideal in möglichster Verwandtschaft mit einem Ölgemälde erblickt: auf diesem Wege geht der höchste Reiz dieser Techniken, welche ihre Triumphe lediglich als die Sprache farbiger Improvisation gefeiert haben, verloren.

Unter den Skulpturen ragen neben einigen trefflichen Büsten, Akt- und Genre-Figürchen die geistvollen Bronze-Statuetten August Sommers und Adolf Herters Modell eines „Heine-Brunnens“ hervor, in welchem freilich der Ton weitans zu ausschließlich auf dem zweiten Worte der Bezeichnung ruht. — Die Spärlichkeit der eingekauften Bildwerke hat durch die Entwürfe zum Kaiser Wilhelm-Denkmal den reichhaltigen Ertrag gefunden: einen Überblick über die Leistungsfähigkeit unserer Skulptur mußte man auch in diesem Jahre nicht in der Akademie, sondern im Glaspalast am Lehrter Bahnhof suchen.

Wir waren bemüht, der diesjährigen Ausstellung möglichst gerecht zu werden. Die ungünstigen Verhältnisse, unter denen sie ins Leben trat, machten es zur Pflicht, den kritischen Maßstab lediglich ihr selbst zu entlehnen. Möge die nächste Akademische Kunstausstellung der Reichshauptstadt einer solchen Mäßigkeit völlig entraten können und ihre stolze Aufgabe selbstständiger und zugleich auch — besser lösen, als ihre Vorgängerin.



## Julius Wolff und seine „Pappenheimer.“

Fort.

F. A.

Einige Jahre hindurch war das Erscheinen eines neuen Bandes von Julius Wolff jedesmal ein kleines Ereignis für den deutschen Buchhandel und ebenso für den Jüngling, welcher der höheren Tochter ein geeignetes Buch auf den Weihnachtstisch niederlegen wollte. Der neue „Wolff“ erschien immer pünktlich um die Zeit, da die Puppengeschäfte ihre Schaufenster für das Fest zu schmücken begannen und Baukasten und Zinnsoldaten nach langem Sommerschlaf wieder hervorgeholt wurden. Wolff war weniger ein Dichter, als ein geschätzter Buchhandelsartikel.

Sein Erfolg war nicht unverdient. Es war ihm zwar beim ersten Anlauf nicht gelungen, den Till Eulenspiegel so lebendig zu machen, daß der alte Schelm uns auch nur ein Lächeln abgewonnen hätte, aber bald darauf glückte ihm die Neubelebung des Mattenfängers von Hameln. Im Zusammenhange betrachtet, erscheint auch dieses beste Werk Wolffs nur als ein Meisterstück seiner mühsam nachahmenden Kunst; es ist nicht die kleinste Melodie darin, welche nicht schon vorher von den Romantikern, von Heine bis Scheffel, gesungen worden wäre. Aber die Nachahmung war so gut gelungen und die Form so sauber ausgefeilt, daß man an dem Mattenfänger selbst und seinen hübschen Liedern seine Freude haben konnte. Julius Wolff war nicht faul, die Gunst der Leser zu benützen; es regnete Brei und ihm fehlte der Löffel nicht. Zu seiner litterarischen Ehre sei es gesagt, daß es seiner innersten Poetennatur entsprach, sich auf das kleine Feld zu beschränken, welches er nun emsig bestellte; ohne eigene Erfindung und ohne tiefe Seelenkenntnis, dagegen mit einem scharfen Blick für das Malerische vergangener Zeitläufte und mit einem ungewöhnlichen Formtalent begabt, beehrte sich Wolff, die schönsten und gewaltigsten deutschen Sagen neu zu erzählen. Die düstern Mären vom Tannhäuser, vom wilden Jäger und von der Loreley verloren zwar in seinen Händen ihre göttliche Tiefe und ihren mythologischen Reichthum, sie verloren aber auch mit dieser symbolischen Größe jede Unklarheit, und das war dem Publikum gerade recht. Für die überreizten Nerven der Frau von dreißig Jahren hatte Richard Wagner verwandte Stoffe hervor-

geholt und in Worten und Musik den mystischen Abgrund aller nebelhaften Beziehungen in dunkler Räthselhaftigkeit bestehen lassen; für die empfängliche deutsche Jungfrau, deren Herz noch mit schlichteren Kunstmitteln zu gewinnen ist, hatte Wolff dieselbe deutsche Sage von allem befreit, was Schreckliches und Dämonisches in ihr verborgen lag; er hatte das wilde Weib, ob es nun aus dem Norden oder aus dem Osten stammen mochte, in einem Dresdner Mädchenpensionat erziehen lassen und erst, als es sich nach allen Gezeiten des Anstandes zu bewegen wußte, hatte er es an seinem Arm in gute Gesellschaft eingeführt. Tannhäuser, der wilde Jäger und die Loreley benahmen sich gefittet und konnten beim Thee geduldet werden. Mit keinem dieser Gedichte erreichte Julius Wolff freilich auch nur entfernt die Wirkung des „Mattenfängers;“ aber sein Publikum bemerkte den Abstand nicht, solange er die Blöße mit dem prächtigen Kleide der alten Sagen bedecken konnte. Mißerfolge gab es nur, — von seinen Dramen nicht zu sprechen, — wenn der Dichter aus Eigenem schaffen und wie im „Süßmeister“ und „Kaubgrafen“ auf den Kling-Klang des Verses verzichten wollte. Da war die Armut der Erfindung allzudeutlich sichtbar, und die qualvolle Sammelarbeit, mit welcher die kleinen Bausteine des historischen Bildes zusammengeschneppt worden waren, zeigte sich nackt, wie in dem ersten Romane von Ebers. Wollte Wolff nicht langsam von seinen treuesten Lesern verlassen werden, so mußte er zu seinen früheren Stoffen zurückkehren, zu den fertigen Gestalten, welche die Sage oder ein anderer Dichter zu freiem Gebrauch für die Nachwelt hinterlassen hatte.

Es ist nicht ganz verständlich, warum Wolff die deutsche Sage nicht weiterhin nach zigenerhaften Schönen durchsforchte, welche einer gutbürgerlichen Erziehung würdig gewesen wären. Jedenfalls war er klug genug, sich nicht ganz auf die eigene Kraft zu verlassen; er wählte Helden, welche durch einen größeren Dichter schon populär geworden waren, er knüpfte an eines der geflügelten Worte von Schillers Wallenstein an und durfte hoffen, daß „die Pappenheimer“ allen jungen Männern, und ihr Führer, Max Piccolomini — immer vom schönsten Liebhaber mit wallenden Locken dargestellt — allen jungen Mädchen zu lieb wären, als daß sie nicht gern Näheres von ihnen erfahren würden.

Für die Bereicherung der historischen Kenntnisse sind die „Pappenheimer“ von Julius Wolff wie geschaffen. Der Titel mußte richtig ungefähr heißen: „Das Kürassierregiment des Grafen Pappenheim und seine gloriose Beteiligung an allen Aktionen, welche das Jahr zwischen der Erstürmung von Magdeburg und der Schlacht von Lützen ausfüllen, nebst kuriosen Nachrichten über die kaiserlichen Feldhauptleute Tilly und Wallenstein, sowie über das tugendhafte Leben und das schreckliche Ende des Königs Gustav Adolf von Schweden.“ So prosaisch, wie dieser Titel wäre, ist auch — um das gleich zu sagen — alles Zeitgeschichtliche in Wolffs Reiterlied. Seine ungemeine Beherrschung der Sprachform läßt es zu, daß die vielen tausend Verse ganz mühelos gereimt oder skandiert scheinen und sich doch von der Sprache der Prosa so gut wie gar nicht entfernen. Wäre das nun schlichte Prosa oder ein humoristisches Spiel mit der Form, so könnte dieser Verzicht auf poetische Flausen nur als Verdienst angerechnet werden, wie bei Heine oder Scheffel; die Sprache Wolffs ist aber so humorlos und dabei so konventionell, daß ihre Prosa in Verbindung mit der allerliebsten Form mitunter unwillkürlich an den parodierten Bänfelsängerton von Wilhelm Busch erinnert. Von der schönen Hel-  
din heißt es:

„Die größte Huldigung von allen  
Bracht ihr der Leutnant aber dar,  
Dem sie auch suchte zu gefallen,  
Weil er — nun, weil er Leutnant war.“

Die Politik Gustav Adolfs wird sehr belehrend und nüchtern dargelegt:

\* Die Pappenheimer. Ein Reiterlied von Julius Wolff. — (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1889.)

„Als er jedoch vom dänischen Frieden  
zu Lübeck gänzlich ward ausgeschieden,  
Und dann ein kaiserlich Heer in Polen  
Ihn hindern wollte, sich Vorber zu holen,  
Entschloß er sich mutig auf eigene Hand  
Zum Kriege mit Kaiser Ferdinand,  
Und Michelien half ihm dabei mit Gold,  
Dem Frankreich war Habsburg niemals hold!“

Noch eingehender wird seine Bedeutung für Schwedens  
Armee-Reorganisation gewürdigt:

„Für Kriegsbereitschaft war er im Norden  
Bahnbrecher, Schöpfer und Lehrer geworden.  
Er hielt in Mannszucht ein stehendes Heer,  
Gab ihm zunächst ein leichter Gewehr,  
Verwarf die schwere Gabel als Stütze,  
Nahm statt der großen kleine Geschütze,  
Erfind die Kartusche, verkürzte die Lanzen  
Und lehrte den Bau von Brücken und Schanzen.“

Und schließlich erzählt der Dichter ganz historisch, ohne  
seine Phantasie irgendwie zu bemühen, den Tod von Pappen-  
heim und Gustav Adolf:

„Die beid' an ihres Lebens Borden  
Nur achtunddreißig Jahr geworden.“

Steigt bei solchen Versen nicht lächelnd die Gestalt des  
seligen Philipp Ulrich Schortenmayer vor uns auf?

Natürlich ist diese unerträgliche Prosa besonders dem all-  
gemeinen Zeitbilde vorbehalten; für die Liebesgeschichten findet  
Julius Wolff ebenfalls nur selten einen glücklichen, frischen Ton,  
sowie auch die eingestreuten Lieder etwas matt geraten sind.  
Die Fabel der Dichtung müßte also ein übriges thun, um uns  
mit der erstarrten Form zu versöhnen. Leider ist Julius Wolff  
in diesem Punkte der Alte geblieben und kommt trotz der ge-  
waltsamsten Anläufe nicht dazu, uns für das Lebensschicksal  
auch nur eines seiner Helden menschlich zu interessieren. Er  
scheint daran gedacht zu haben, „Die drei Musketiere“ des  
alten Dumas nachzuahmen; drei Kürassiere des Pappenheim-  
Regiments werden ganz glücklich und vielversprechend ein-  
geführt, und es klingt abenteuerlich genug, wenn sie nach der  
Erfürmung von Magdeburg um ihre Beute, die schöne Editha,  
würfeln. Trotzdem aber Wolff im weiteren Verlaufe alle Schreck-  
nisse und Möglichkeiten des dreißigjährigen Krieges zu seiner  
Verfügung hat und auch soweit davon Gebrauch macht, als ein  
Mädchenpensionat den dreißigjährigen Krieg kennen darf, bringt  
er es nicht zu der kleinsten geschlossenen Handlung. Der jüngste  
der drei Kürassiere fällt völlig unter den Tisch, der älteste  
wächst nicht über eine Vertrauensrolle hinaus, und Helmut  
Schenk, der eigentliche Held, wird in einen Roman verwickelt,  
der in seiner Unwahrscheinlichkeit an die Schelmenromane zweiten  
Ranges erinnert. Wie ein Freitagischer Jüngling sieht er  
hilflos zwischen zwei Weibern, dem würdigen und dem unwür-  
digen, nur daß die Freitagische Schablone, welche ihr Erfinder  
immer durch individuelle Züge zu verbergen weiß, arg ver-  
größert: die beiden Nebenbuhlerinnen sind Doppelgänger und  
entpuppen sich als Schwestern. Im Hintergrunde dieser, trotz  
aller Abenteuer nicht fesselnden Liebesgeschichte, hätten die Ge-  
stalten von Gustav Adolf, Wallenstein, Tilly und Pappenheim  
groß hervortreten müssen oder wenigstens so hübsch en miniature  
gemalt, wie Konrad Ferdinand Meyer das versteht; unser Dich-  
ter ist aber gerade hier in trockenen Notizen stecken geblieben,  
und sein Versuch, wenigstens den Ausgang — die Schlacht  
von Lützen und den Tod der beiden Gegner, Gustav Adolf  
und Pappenheim — an das Schicksal von Helmut Schenk zu  
knüpfen, ist kläglich gescheitert. Julius Wolff braucht einen  
Adjutantenritt von Helmut's Frau und eine nichtswürdige Falsch-  
meldung von ihr, um Leben in die Sache zu bringen; er scheint  
keine Ahnung davon zu haben, daß ein Todesritt der Garde,  
wie wir ihn von Waterloo und Mars-la-Tour kennen, auch  
ohne solche fast possenhafte Kniffe ein modernes Epos bilden  
kann.

Dem freundlichen Leser bleibt nichts übrig, als sich an  
einigen Zeltgesprächen schadlos zu halten, in denen Julius  
Wolff ganz munter die verschiedenen Dialekte des heiligen rö-

mischen Reichs abwechseln läßt. Diese Arabesken sind ihm  
gelungen, wie denn seine Kunstübung immer etwas Arabesken-  
haftes hat. Ihm ist von Hause aus die Kraft verjagt, einen  
so wilden Stoff zu packen, wie das Soldatenleben des dreißig-  
jährigen Krieges; daß er aus seiner Schwäche eine Tugend  
machen wollte und die Greuel der Zeit höchstens mit ein paar  
Schulbuchausdrücken andeutet, nicht aber lebendig zu schildern  
wagt, das soll ihm gewiß nicht verdacht werden. Seine Lese-  
rinnen werden es ihm sogar danken; aber die deutsche Poesie  
kann durch solche Werke ad usum Delphini nicht gewinnen.



## Kleine Kritik.



Mit der vieraktigen Oper „Gioconda“ von Amilcare Ponchielli  
brachte die königliche Oper von Berlin am 23. Oktober ihre erste Neu-  
heit für die Spielzeit 1889/90. Der bedeutende Erfolg, der die Auf-  
führung begleitete, zeigt, daß die Leitung bei der Wahl des Werkes mit  
glücklicher Hand in den ungeheuren Schatz manuführter Opern griff,  
und daß der Arbeit Vorzüge eigen sind, die sie länger, als man erwarten  
durfte, vor Veralkung bewahren. Denn etwas Neues im eigentlichen  
Sinne ist „Gioconda“ nicht, und da überdies ihr Schöpfer bereits vor  
Jahren durch den Tod aus der Reihe der Schaffenden abberufen wor-  
den ist, kann sich auch an ihr Schicksal keine jener wichtigen Fragen  
künstlerischer Fortentwicklung knüpfen, die den Verlauf einer ersten Auf-  
führung so spannend und die Beurteilung derselben so verantwortungsvoll  
machen. „Gioconda“ erlebte die erste Aufführung am 8. April 1876 im  
Scalatheater zu Mailand. Seit jenem Tage sind lange dreizehn Jahre  
verstrichen und die musikalische Bühne der Deutschen hat in der Zwischen-  
zeit die große und reiche Entwicklung der Wagnerischen Kunst erlebt,  
unser künstlerischen Anschauungen, unser musikalischer Geschmack haben  
eine bedeutsame Wandlung erfahren, und selbst die hartnäckigsten Gegner  
des Meisters von Bayreuth, die treuesten Anhänger der früheren Kunst-  
richtung stehen heute dem Kunstgebilde der „Oper“ ganz anders gegen-  
über als vor dem Erscheinen der Nibelungentrisologie und des Parsifal.  
Es bleibt daher immer ein Wagnis, ein älteres Stück unter so stark  
veränderten Verhältnissen als Neuheit auf die Bühne zu bringen, und  
es ist ein Beweis besonderer künstlerischer Eigenschaften, hervorragenden  
musikalischen Wertes, wenn ein solches Werk einer überwundenen Stil-  
richtung den Anforderungen einer anders gearteten Folgezeit nur einiger-  
maßen stand hält. Freilich ist auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen,  
in dem Rückgreifen nach Erzeugnissen vergangener Entwicklung und  
dem Erfolge solcher Werke von Anno dazumal, in erster Linie ein  
Zeugnis für die Dürftigkeit der zeitgenössischen Kunst zu erblicken und  
aus dieser den ersten und besten Grund für die Wiederbelebung oder  
Ausgrabung älterer Werke herzuleiten. In der That macht denn auch  
diese „Gioconda“ trotz ihres altmodischen Zuschnittes neben den unglück-  
lichen Nachbildungen Wagnerischer Musikdramen (Malawita u. s. w.) und  
den erbärmlichen Erzeugnissen deutscher Kapellmeistermusik (Voreley u. a.)  
eine ganz stattliche Figur, und das in dieser Musik sich offenbarende ein-  
geborene Talent läßt den ruhig abwägenden Urteiler wenigstens zeitweise  
über die unkünstlerische Made des Ganzen hinwegsehen. Ponchielli  
(\* 1. September 1834, † 26. Januar 1886), der außer „Gioconda“ noch  
beinahe ein Duzend anderer Opern und Ballette geschrieben hat, gehört  
nicht zu der kleinen Schar auserlesener Männer, die mit der gewaltigen  
Kraft ihres Geistes die Mitwelt zur unbedingten Bewunderung hin-  
gerissen und in ihren Schöpfungen der Nachwelt weithin bemerkbare Denk-  
mäler und Marksteine der Kunstentwicklung hinterlassen haben. Seine  
Begabung reichte zur Schöpfung einer neuen Kunstwelt nicht aus, und  
er hat seiner Zeit neue Ideale nicht aufzustellen vermocht; aber seine  
Naturanlagen befähigten ihn, in seiner und geschickter Weise die Kunst-  
mittel der neueren Zeit im Rahmen der alten Formen anzuwenden und  
damit diese selbst zu neuer Wirkung zu bringen. Die „große Oper“  
Meyerbeers war zweifelsohne das Kunstideal Ponchiellis, allein seine  
wärmblütigere, harmlosere musikalische Art, verbunden mit einem feineren  
Geschmack und einer erweiterten Kenntnis der verschiedenartigsten Kunst-

mittel, heben sein Hauptwerk „Gioconda“ doch etwas über die Kunstsphäre des „Propheten“ empor. Die Leichtigkeit seiner Melodik, die Anmut und das feine Ebenmaß seiner Instrumentation, und nicht zuletzt die feurige, italienische Empfindung, die seine reiche musikalische Phantasie trägt und belebt, mildern in erfreulicher Weise an „Gioconda“ den Charakter der großen Oper. Der Einfluß des großen Dramatikers Verdi, die Beschäftigung mit der weichen, aber vornehmen Musik Gounods, und höchst wahrscheinlich auch die Kenntnis der lebensprühenden, prächtigen Meisterschöpfung Bizets, welche ein Jahr vor dem Erscheinen „Giocondas“ ihren Siegeslauf über die europäischen Bühnen antrat, haben die schöne Begabung Ponchiellis soweit zur Reife gebracht, daß es ihm gelingen konnte, selbst im Raume der großen Oper, diesem vollendetsten Erzeugnisse der Berechnung und Unnatur, ein einigermaßen lebensvolles Gebilde zu schaffen. Dies ist um so höher anzuschlagen, als das Textbuch gerade darin dem Musiker in keiner Weise zu Hilfe kam. Die Handlung, welche Tobia Gorrio — unter diesem Namen verbirgt sich Arrigo Boito — dem Schauerdrama „Angelo“ von Victor Hugo nachgebildet hat, ist ebenso verwirrt und verworren als abgeschmackt und läßt eine sinngemäße dramatische Entwicklung der Musik aus den Charakteren und Situationen nur selten zu, so daß der Tonbildner gezwungen ist der Ausbildung der alten, überlieferten Formen der Einzel- und Zwischensätze, sowie der Gesamtstücke sich begnügen mußte. Daß unter diesen „Nummern“ neben Stücken von großer Schönheit oder wenigstens von ansprechender Frische sich auch solche finden, die feinerem Sinne und natürlicher Empfindung nicht zusagen können, berechtigt ebensovienig zu einem wegwerfenden Urtheil über die Oper, wie die Vorzüge derselben darüber täuschen dürfen, daß man es im wesentlichen doch mit dem Erzeugnisse einer überwundenen Kunstperiode zu thun habe. Da das Werk nicht nur die Musikfreunde zu interessieren, sondern in hohem Grade auch die Schaulustigen anzuziehen vermag, so wird es wohl für längere Zeit auf der Spielordnung der Bühne bleiben. Heinrich Welti.

### Die weiße Rose. Von Ernst Kauscher. (Magenfurt 1889.) Verlag von Ferd. v. Kleinmayr.)

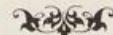
Eine Klostergeschichte in stehenden Reimen und süß nach Weißbrot duftend. Die Gestalten gewinnen keine rechte Realität, und die Verse schrecken vor den Gemeinplätzen der romantischen Poesie nicht zurück. Ein Kampf wird um diese weiße Rose nicht entbrennen.

**Theaterstandalmacher.** Goethes Theaterdirector aus dem Vorspiel zum Vorspiel von „Janits Tod“ war ein Kleinstädter. Er schied seine Premièrenbesucher in solche, welche die Langeweile trieb, andere, die der behaglichen Verdauung wegen kamen, und wieder andere, die das „Lesen der Journale“ zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hatten. Über solche erbärmliche Dreispaltigkeit sind wir Weltstädter glücklicherweise längst hinaus; für uns hat das Goethe'sche Sündenregister mehr als ein Loch. Gelangweilt kommen auch in unser Theater viele, auch Digestionsbedürftige finden sich wohl ein, anstatt aber vom Lesen der Journale zu kommen, geht man aus unseren Schauspielhäusern ans Lesen der Journale, und der ist der beste aller Kritiker, der seinen Lesern knappe zwei Stunden nach Schluß der Vorstellung bereits eine ausführliche „Würdigung“ zu bieten vermag. Neben denen aber, die erst nach Eintreffen der kritischen Bulle eine Meinung haben, giebt es auch solche, die mit ihrem Urtheilspruch fix und fertig sind, noch ehe das Stück anfängt. Diese Leute sind eben einfach „objektiv.“ Sie schreiben entweder selbst den Abend füllende und das Haus leerende Stücke, oder sie könnten doch welche schreiben, wenn sie nur wollten; sie sind auf den Theaterdirector wütend, weil er „derartige Machwerke“ auf seiner Bühne duldet, auf den Autor, weil einer seiner Freunde ihn voreilig gelobt hat, und auf die Umstehenden, die sich amüsieren. Der hat einen schlechten Platz, ein anderer ist aus moralischen Gründen scandalisiert, ein dritter muß im ersten Akt viermal aufstehen, um Zutrittskommende hereinzulassen, und ist daher außer sich, und ein vierter, fünfter, sechster hofft auf einen tüchtigen, angenehm nervenerregenden Theaterstandal. Und da aller übrigen gute Eigenschaften sich untereinander aufheben, so daß nur das allen gemeinsame Thorenteilchen bleibt, haben es die Gewohnheitsstandalierer ebenso leicht wie die Buchmacher auf den Remplätzen: sie finden immer

Beteiligung, und nur, wenn sich außer den berühmtesten Premièrenflagellanten niemand zum Zischen verstehen will, sollte man von einem „Mißerfolg“ reden.

**Die Broschürenflut** ist die Steigerung des Extrablatt-Unflugs: für beide Arten publizistischer Verarmung und Bettelei wird das geschätzte Publikum nicht alle. Jeder neue Tag bringt eine neue Flug- oder Streitschrift von einem neuen Anonymus. Kaiser und Kanzler, kommende und gehende und gegangene Männer tauchen da auf in unabsehbarem Schattenzuge, und immer aufs neue wird enthüllt, entlarvt, gezeißelt, gebrandmarkt; Hintertreppengeschichten, Rebelbilder, Parade-märche wechseln mit anderer Pläsiervergnüglichkeit ab, und man müßte an der Heilbarkeit der Käufer von dergleichen journalistischer Kunden-trümelei verzweifeln, wenn man sich nicht an die glücklich überwundenen Kinderkrankheiten harmloserer Tage erinnerte, an die Cri-Cri-Epidemie, die grassierende Tingeltangelei, das unheilzengende Theater Dekameron und den süßen Waldmann-Patriotismus im Dreiviertelakt. Ein Volk, das dies alles und mehr glücklich überstanden hat, wird am Ende auch mit dem groben papiernen Unflug fertig werden können, ohne sich einen stillstühenden Magenatarrh oder eine Weichheit im Gehirn zu holen. mh.

**Der Verein für Massenverbreitung guter Schriften**, dem jeder Freund des Volkes das Beste Gedeihen wünschen muß, versendet neuerdings eine Flugchrift, aus welcher man über Wege und Ziele des Vereins (Kanzlei Weimar, Weiststraße 8) Näheres erfahren kann. „Ein Buch hat oft auf eine ganze Lebenszeit einen Menschen geildet oder verdorben.“ Von diesem Worte Herders geht das Flugblatt aus, um gegen das greuliche Unwesen der Kolportageromane zu kämpfen und die einzig mögliche Abhilfe vorzuschlagen: Gute, volkstümliche, unterhaltende, wirklich fesselnde Erzählungen durch den Druck von Hunderttausenden von Exemplaren für jedermann ebenso bequem und dabei viel billiger zugänglich zu machen, als bisher die schlechten zu haben waren. Wie gesagt, die Ziele des Vereins muß jedermann gut heißen. Aber die Zusammenstellung derjenigen Dichter, mit welchen die Herren ins Volk gehen wollen, beweist leider, daß sie die Wünsche des lesenden Volkes nicht gut genug kennen. Die kleinen Leute, deren Lesestoff veredelt werden soll, wollen keine volkstümlichen Romane, sondern gerade solche, die in hohen Gesellschaftskreisen spielen; und wenn das Buch, das ihnen für zehn Pfennig geboten wird, nicht ebenso spannend ist, wie das elende Zeug, für welches sie einen Thaler bezahlen, so werden sie den Thaler weiter bezahlen und die wirklich fesselnde Erzählung für zehn Pfennig nicht anrühren. Darum ist in der Liste der Schriftsteller (außer den Engländern Walter Scott und Dickens) nur noch die Wahl von Wilibald Alexis, Berthold Auerbach, Gustav Freytag, Karl von Holtei und Karl Spindler zu loben. Niemals aber werden die Opfer des Kolportagebuchhandels sich zu der behäulichen Lektüre von F. J. Engel, Artemios Gotthelf, A. P. Hebel oder gar von Pestalozzi bekehren. Selbst die kraftvollen Novellen von Meißner und Angenruber werden diesen Lesern nicht breit genug sein. Wer einem verkommenen Geschlechte den Nübel abgewöhnen will und ihm alten Rheinwein nicht in genügender Menge zum Ersatz bieten kann, der soll nicht laue Mandelmilch wohlfeil zu machen suchen, sondern gutes deutsches Bier.



### Briefkasten der Redaktion.

**G. J. in J.** Die Empfindung sowohl in den lyrischen Gedichten als in der Ballade erfreulich und echt, aber in der Form kommen Sie nicht über allerlei Anklänge hinaus. In den dreißiger Jahren hätten Sie vielleicht mit solchen Versen „manch Blümlein, wie es sich wünschte das Herze Dein,“ erobern können. Heutzutage sind selbst die Blümlein anspruchsvoller geworden.

**+** Wie können Sie sich über eine anonyme Zuschrift ärgern? Langjährige Erfahrung hat uns gelehrt: Wer anonyme, beleidigende Postkarten schreibt, ist entweder ein Kellner oder könnte es noch werden.

**M. in D. L.** Besten Dank für Ihr Interesse und Ihre Winke. Die verschiedenen Chiffren unter den kleinen Notizen bedeuten regelmäßig verschiedene Mitarbeiter, welche nicht unter jede Kleinigkeit ihren ganzen Namen setzen wollen.

**S. in L.** In Nr. 4 soll es auf Seite 77 natürlich anfangen „Theositos“ heißen: Therites.